

Stern der Neger.

Katholische Missions-Zeitschrift.

• • Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hl. Herzens Jesu“. • •
Erscheint monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K = 3 Mk. = 4 Frcs.

Nr. 9.

September 1902.

V. Jahrg.

Inhalt:

	Seite	Seite	
Kardinal Niecislaus Ledochowski †	256	Aus unserem Mutterhause in Verona. —	
Zu unserer Effekten-Lotterie.	257	Der neue Kardinalpräsekt der Propaganda.	
Missionsfahrten auf dem weissen Nil. Von P. Vanhozer, S. d. h. S.	258	— Um was Schaubala-Kinder die Mutter Gottes gebeten haben.	286
Aus unseren Missionsstationen.	265		
Muselmännische Totengebräuche. Von P. N. Stoppani.	272	Abbildungen:	
Der sel. Petrus Kanisius.	275	Schilluk-Familie. — Viehhof der Schilluk mit dem Stier des Königs. — Schilluk-Krieger. — Im Hafen von Umderman. — Heluan. — Der selige Petrus Kanisius. — Der hl. Magnus listet die Abtei Füssen. — Das Mutterhaus in Verona.	
Verschiedenes. Kurzgefaßter Jahresbericht der St. Petrus Claver-Sodalität 1901. —	280		

Briefkasten.

M. J. in Br., Böhmen. Der Betrag für Jahrgang 1901 ist noch ausstehend.

R. D. in C., Tirol. Besten Dank!

Brave, gesunde Jünglinge im Alter von 20—34 Jahren, welche Beruf zum Ordens- und Missionsstande als Laienbrüder haben, wollen sich behufs Aufnahme vertrauensvoll an die Vorstehung des Missionshauses der Söhne des hlst. Herzens Jesu in Mühlau, Post Brixen in Tirol, wenden.

Verlag von Felizian Rauch, Innsbruck.

Das göttliche Herz Jesu und die christliche Jungfrau.

Betrachtungs- und Gebetbuch. Nach P. Hartmann Strele O. F. M. †, herausgegeben von P. Philibert Seeböck O. F. M. Dritte vermehrte Auflage. Mit fürstbischöflicher Approbation. 583 Seiten in 24° mit Farbendrucktitelbild. Broschiert K 1.20 = M. 1.20, in Leinwandband Rotschnitt K 1.80 = M. 1.80, in Lederband Goldschnitt K 2.40 = M. 2.40.

Das liebliche Büchlein, welches jungfräuliche Seelen durch die Liebe, Lehre und Übung dem göttlichen Herzen Jesu, dem himmlischen Bräutigam, zuführen will, hat zum ursprünglichen Verfasser den seligen P. Hartmann Strele, Franziskaner-Ordenspriester, † 1877 zu Telfs (Tirol), dessen Manuscript der selige P. Franz Regis Liebich, weiland Sonntagsprediger in der Hofkirche zu Innsbruck, mit einigen Verbesserungen herausgab. Das Werklein erhielt die Gutheißung und Anempfehlung des F. C. B. Konsistoriums von Salzburg und erfreute sich großer Verbreitung. Die dritte Auflage wurde durch passende, neuestens approbierte Gebete vermehrt, der Text des belehrenden Inhaltes blieb unverändert. Möge das Reich des göttlichen Herzens immer weiter sich ausbreiten in den jungfräulichen Seelen und dies Büchlein dazu beitragen!

Das dem hlst. Herzen Jesu geweihte Jahr.

Betrachtungen und Gebete zu Ehren des hlst. Herzens Jesu für die Tage der monatlichen Geistesammlung und die ersten Freitage eines jeden Monates zum Gebrauche für Ordenspersonen und fromme Weltleute. — 2. Auflage, herausgegeben von P. Lorenz Leitgeb aus dem Redemptoristenorden. Mit fürstbischöflicher Approbation. Innsbruck, Druck und Verlag von Fel. Rauch 1902. — XV. und 482 Seiten mit Titelbild. Broschiert K 2.50, in Leinwandband Rotschnitt K 3.30.

Correspondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 26. Juli bis 26. August 1902.)

Unsern geehrten Abonnenten zur gefl. Kenntnissnahme, daß wir der Einfachheit halber milde Gaben zc. für unser Missionshaus nur mehr an dieser Stelle quittieren werden.

Für das Missionshaus:	Kronen
Eduard Kunkel, Mannheim	11.70
G. Korell, Stift Melk, Nieder-Österreich	12.—
Kornelia Mitterfachschnöller, Oberin, Wien	103.—
Von der fh. Ordinariats-Kanzlei in Brixen	500.—
G. Calbini, Bozen	1.—
Matthäus Brandlmayr, Grieskirchen	100.—
F. Zanol, Bozen	1.—
Aus dem Buxtertal	83.20
Kath. Gruber, Sandbach	2.—
G. Both, Eschbach	5.82
P. Bernard Grüner, O. S. B. Lambach	20.—
Aus Mariatrost	—80
Jos. Gruber, Regensburg	5.85
Magdalena Rinna, Predages	1.—
Rühl, Winklern	4.—
Durch Dr. J. Chr. Mitterrutzner, Neustift ein Legat f. d. arm. Heidenkinder von einer verstorbenen Jungfrau	400.—

	Kronen
Durch Dr. J. Ch. Mitterrutzner, Neustift	9.46
Sebastian Franges, Cirkowitz	400.—
Aus dem Taufereertale	420.—

Für heilige Messen:

G. Fröhlich, Mhrweiler	93.01
F. Weiß, Landshut	5.85
Joh. Godec, Pfarrer Lipoglav	8.—
Anna Rühl, Winklern	6.—
A. Beckert, Oppeln	57.91
„Von mehreren Orten“	49.20
M. u. C. Bieringer, Zimmern	23.40

Direktor Michael Stadler, Sarns bei Brixen, sandte Bücher. Frau Bering, Brixen, sandte Bücher, 2 große Bilder, 1 Schreibtisch zc. M. Ambrosia, Ursulinerin, Wien, sandte ein schönes Pluviale und Kirchenwäsche.

Allen unseren Wohlthätern sagen wir ein herzliches „Vergelt's Gott“ und bitten um weitere Unterstützung dieses Missionshauses.

Um Gotteslohn!

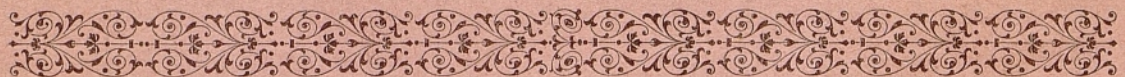
erbittet das Gefertigte von seinen Freunden und Gönnern Bücher, besonders ascetischen und theologischen Inhaltes.

Missionshaus Mühlau bei Brixen.

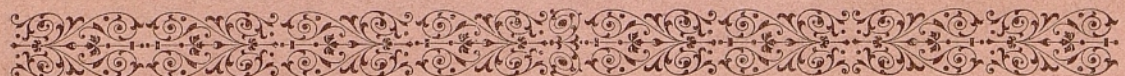
≡ Ältere Jahrgänge ≡

des „Stern der Neger“ sind noch erhältlich und zwar: Zweiter Jahrgang (1899), das zweite für sich abgeschlossene Halbjahr à 1 K., dritter Jahrgang (1900) à 2 K., vierter Jahrgang (1901) à 2.50 K.

Alle Jahrgänge zusammen bezogen kosten nur 5 Kronen = 5 Mark.



Behufs Erleichterung in der Versendung ersuchen wir die verehrlichen Abnehmer höflichst, bei allen Anfragen, Geldsendungen u. s. w. stets die gedruckte Schleifnummer und Adressenänderungen etc. stets bis zum 20. des Monats angeben zu wollen.



WEINE

zum Besten der afrikanischen Missionen.

	per $\frac{1}{1}$ Flasche		per $\frac{1}{2}$ Flasche		1 Probeküchlein in 4 klein Flaschen incl. Porto u. Verpfg.	
	K	Mt.	K	Mt.	K	Mt.
Algerischer Muskatwein	2.50	2.30	1.35	1.20	7.—	5.50
Malvoisie mi-sec (Messwein)	1.80	1.50	1.—	—,80	5.—	3.60
Malvoisie blanc doux	2.20	1.70	1.20	—,90	6.—	4.—
Malvoisie doux rouge	2.20	1.70	1.20	—,90	6.—	4.—
Cognac de Samos	6.—	4.—	3.—	2.—	14.—	8.80
Quina-Samos (Krankenwein)	3.60	2.80	1.90	1.45	8.80	6.20

Sämtliche Weine zu beziehen durch die Wein-Abteilung der

St. Petrus Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitssgasse 12.

Verkaufsstellen für Vork-Bedarf: Wien, I., Liliengasse 2. — Krakau, Starowisna 3. — Innsbruck, Universitätsstraße 3. — Prag, IV., 33.

Malvoisie-Weine, Cognac und Quina-Samos auch Breslau, Hirschstr. 33.

Ausführliche Prospekte für Österreich und Deutschland stehen zu Diensten.

Adressen der St. Petrus Claver-Sodalität

woselbst Abonnementsanmeldungen und Spenden in Geld und Gegenständen angenommen werden:

Salzburg, Dreifaltigkeitssg. 12. — **Wien, I.**, Bäckerstr. 20. — **Rom**, via Gio. Lanza 129. — **Triest**, via Santta 9. — **Innsbruck**, Universitätsstr. 3. — **Krakau**, Starowisna 3. — **Breslau**, Hirschstr. 33. — **München**, Türkenstr. 15/II. — **Paris**, rue de Fleurus 31.

Ausgabestellen: Bozen, Obstmarkt 16. — Kaltern, Marktplaz. — **St. Michael-Eppan**, Lindenheim. — **Gries**, Benjion Wenter. — **Prag**, IV., 33. — **Gmunden**, Ob. Dof. — **Schluderns**, Tirol. — **Ischl**, Grazerstr. 25. — **Klagenfurt**, Elisabethenloster. — **Temesvar-Fabrik**, (Ungarn), Pfaugasse 15. II. — **Augsburg**, Frauenthorstraße. — **Düren** (Rheinland), Hohenzollernstraße 36. — **Darmstadt** (Hessen), Sandstraße 1. — **Altötting**, Kapellplatz 8. — **Solothurn**, Börseplatz 67. — **Luzern**, Zürichstr. 53. — **Trient**, via larga 15. — **Padua**, via S. Gaetano, Palazzo Camerini. — **Venedig**, Campo S. Polo 2121. — **Genua**, via Serra 2, viale Majon.

Kürzlich erschienen:

Jahres-Bericht

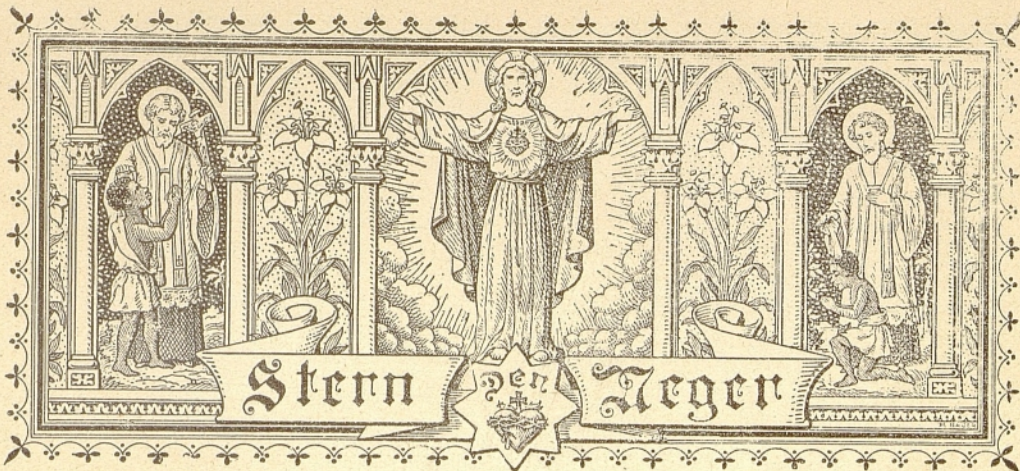
der St. Petrus Claver-Sodalität
für die afrik. Missionen für das Jahr 1901.

40 Seiten Gross-Oktav mit drei Illustrationen.

Zu beziehen von der Geschäfts-Zentrale in Salzburg und allen bekannten Sodalitäts-Adressen.

Alle Mitglieder erhalten denselben auf Verlangen gratis.

Für Nichtmitglieder Preis: 40 Heller (30 Pfg., 45 Cent.).



Katholische Missions-Zeitschrift.

Nr. 9.

September 1902.

V. Jahrg.

Kardinal Miecislaus Ledochowski †.

Am Morgen des 22. Juli starb in Rom unerwartet Se. Eminenz Kardinal M. Ledochowski, Präfekt der hl. Kongregation der Propaganda. Sein Hingang bedeutet einen schweren Verlust für das ganze große Missionswerk der katholischen Kirche.

In Nr. 3 des Jahrgangs 1901 unserer Zeitschrift brachten wir das Bild mit Lebensbeschreibung des hohen Kirchenfürsten und schlossen dort mit dem Wunsche, der Herr möge den greisen, heldenmütigen Kardinal zu seiner Ehre und zum Nutzen des katholischen Missionswerkes noch lange erhalten. Indes hat ihn Gott schon heuer abberufen zum Empfange des ewigen Lohnes für seine unberechenbaren Verdienste um die wahre Kirche Christi.

Die ganz außergewöhnliche Bedeutung des heimgegangenen Kardinals rechtfertigt es, daß wir die Hauptdaten seines Lebens hier nochmals kurz zusammenfassen.

Geboren am 29. Oktober 1829 in Gorki bei Sandomir in Russisch-Polen entschied sich Graf M. Ledochowski mit 18 Jahren für den geistlichen Stand. Schon früh kam der feingebildete,

vornehme junge Pole nach Rom, wo er 1845 die heilige Priesterweihe erhielt und dann in die Academia dei nobili ecclesiastici eintrat. 1847 ging er als Auditor der Nuntiatur nach Lissabon, dann als päpstlicher Delegat nach Kolumbien. Im Jahre 1861 wurde er in Rom zum Erzbischof von Theben konsekriert und ging als Nuntius nach Brüssel. Im Jahre 1865 von den Domkapiteln von Gnesen und Posen zum Erzbischof gewählt, nahm er 1866 von diesem bischöflichen Stuhle Besitz. Es kam der sogenannte Kulturkampf, in dem Erzbischof Ledochowski wiederholt mit hohen Geldstrafen belegt und endlich am 3. Februar 1874 verhaftet und zu zweijährigem Gefängnis nach Ostrowo abgeführt wurde. Noch im Gefängnis wurde er am 15. März 1875 von Pius IX. zum Kardinal ernannt. Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse 1876 weilte er in Rom in unmittelbarer Nähe des Hl. Vaters. Im Jahre 1885 erfolgte seine Ernennung zum Sekretär der Brevien und dann seine Resignation auf das Erzbistum Gnesen-Posen. In den verschiedenen Kongregationen, denen er angehörte

entfaltete er eine so unermüdete Arbeitskraft, daß Leo XIII. ihn 1892 zum Präfekten der Propaganda ernannte. In dieser hohen Stellung, eine der wichtigsten und schwierigsten unserer hl. Kirche, zeigte sich seine Weisheit und Tatkraft im hellsten Lichte. Schwierige Fragen löste er in befriedigender Weise, das Kolleg der Propaganda wurde reorganisiert und sein erleuchteter Eifer bewirkte glänzende Fortschritte der Christianisierung bis an die äußersten Grenzen der Erde.

Alle katholischen Missionen verdanken ihm Erfolg und Fortschritte. Unsere Kongregation insbesondere ist ihm zu ewigem Danke verpflichtet. Ihm verdankt sie es, daß ihr endgiltig die große Mission von Zentralafrika anvertraut und daß sie im Jahre 1895 vom hl. Vater approbiert wurde. Die „Söhne des hl. Herzens Jesu“ neigen sich ehrerbietig und dankerfüllt über dem Grabe des großen Kardinalpräfekten.

Wir müssen noch ausdrücklich hervorheben, daß Kardinal Ledochowski den kathol. Missionen

Afrikas eine besondere Fürsorge widmete. Als Gott seiner Nichte Gräfin Maria Theresia Ledochowska eingab, eine eigene Propaganda-Gesellschaft für die afrikanischen Missionen unter dem Titel „St. Petrus Klaver-Sodalität“ zu gründen; da war es der Kardinalpräfekt, der dieses providentielle Werk, das für die Missionen Afrikas schon so Großes leistete und noch viel Größeres zu leisten berufen ist, stützte und förderte.

Kardinal Ledochowski war eine der hervorragendsten Erscheinungen der kirchlichen Gegenwart, einer der meist verfolgten, aber auch meist verehrten und geliebten Streiter für die unäußerlichen Rechte der Kirche Gottes. Die Betrachtung des reichbewegten Lebens dieses Fürsten der Kirche muß jeden treuen Sohn derselben mit freudiger Begeisterung erfüllen. Sein Name leuchtet auf dem ganzen katholischen Erdenrund und bleibt mit goldenen Buchstaben in die Welt- und Kirchengeschichte eingetragen. R. I. P. G.

Zu unserer Effekten-Lotterie.

Mühlau, am Feste Maria Himmelfahrt.

Lieber Leser!

Wie die letzte Nummer des „Stern der Neger“ so ganz unverhofft mitteilt, soll im nächsten Jahre zugunsten unseres Missionshauses eine große Effekten-Lotterie stattfinden. Wir konnten uns die Überraschung ob dieser Ankündigung bei vielen der geehrten Leser wohl im voraus denken, können aber heute schon mit unverkennbarer Freude darauf hinweisen, daß sich bereits hier und da der „gute Wille“ gezeigt hat. Andererseits haben sich aber auch Fragen aufgedrängt, die jetzt schon eine Beantwortung erheischen.

Der eine oder andere Leser hat wohl bei sich gedacht: „Ich will vorerst eine abwartende Stellung einnehmen, um zu sehen, wie die Sache eigentlich zugeht.“ Das sieht ganz vernünftig aus und ist darum nicht im mindesten zu tadeln. Aber dennoch möchten wir im Interesse der guten Sache von ganzem Herzen den verehrten Leser bitten, nicht gar zulange eine so „abwartende Stellung“ einzunehmen, zumal der Lotteriemann eigentlich nur mit einer „einnehmenden Stellung“

zufrieden sein kann. Es hängt zudem gerade von den ersten Gaben sehr viel ab und der Trost, daß es ja noch lange an der Zeit sei, hat immerhin auch für den Geber etwas Mißliches, da bekanntlich „zweimal“ gibt, wer rasch gibt.“

Einem großen Leserkreise fühlen wir uns ferner verpflichtet, aus christlicher Nächstenliebe in seiner Ratlosigkeit beizuspringen. Es sind damit alle jene guten Seelen gemeint, welche schon beizzeiten geben wollen und auch können, aber nicht wissen, wie sie es anstellen sollen. Da möchten wir darauf hinweisen, daß man auch einen bestimmten Geldbetrag einsenden kann mit dem Bemerkten: „Für die Lotterie!“

Wir werden dann schon einen Gegenstand mit dem Gelde ankaufen. Dieser Vermerk „Für die Lotterie“ ist aber notwendig, da andernfalls das Geld direkt in die Missionskasse fallen würde; findet sich bei diesem Vermerk noch die nähere Bestimmung, was für ein Gegenstand mit diesem Gelde angekauft werden solle, so ist das uns noch

1) Wir haben selbstverständlich nichts dagegen, wenn man das Wort „zweimal“ auch im eigentlichen Sinne auffassen will.

lieber, weil wir uns dann nicht mehr lange den Kopf zerbrechen müssen. Wem also Geld zur Verfügung steht, mit dem er um Gottes Willen ein gutes Werk vollbringen will, könnte daraus schon abnehmen, wie er es mit hohem Zinsfuße anlegen kann. Unser Herrgott ist ja unzweifelhaft der pünktlichste und beste Bezahler.

Wer ein Gewerbe betreibt, kann sich überhaupt leicht helfen, wenn er uns ein Almosen zur Lotterie geben will, da wir ja alle Gegenstände des Gewerbes verwenden können. Nur der Bauersmann ist auch dabei wie überall scheinbar am schlechtesten daran. Geld gibt er zwar nicht gern heraus. Eine übrigens unwahre Redensart sagt: „Der Bauer läßt eher einen alten Ochsen als einen neuen Taler“. Aber bei einer Effektenlotterie ist der Bauersmann, so er guten Willen hat, doch besser daran als alle andern, weil er, angefangen von den Hühnern, die im Hofe herumlaufen, bis hinauf zu den Fruchtgarben auf der Obernenne der Scheuer, jedes beliebige als „Effekt“ verwenden kann. Was übrigens an und für sich nicht als „Effekt“ bezeichnet werden darf, kann ohne Mühe in einen solchen umgewandelt werden, falls es nur einen Wert besitzt.

Zu einer dritten Gruppe gehören alle jene, welche von ganzem Herzen geben möchten, aber auch beim besten Willen nichts oder nur wenig geben können. Und diese sind es vor allem — man verwundere sich nicht auf welche wir unsere Hoffnung setzen.

Wir brauchen ja nicht ausführlich darzulegen, welche Bedeutung das Almosen des Armen habe,

selbst wenn es ausschließlich in Gebet besteht. Der göttliche Heiland hat es getan, indem er den Wert des Pfennigs hervorhob, den die Witwe in den Opferstock des Tempels legte. Alle, welche unsere Lotterie mit der ärmsten Gabe oder mit Gebet unterstützen, können sagen: Wir haben die Lotterie gemacht. Ein König baute eine Kirche. Nach ihrer Vollendung ließ er die Inschrift anbringen: Der König hat diese Kirche allein gebaut. Statt dieser Worte stand aber am nächsten Morgen über der Kirchentür: Eine Witwe hat allein die Kirche gebaut. Der König ließ diese Aufschrift löschen und wieder die frühere anbringen. Abermals erschienen am nächsten Tage die früheren Worte: Eine Witwe hat die Kirche allein gebaut. Die Witwe gefragt, warum sie des Königs Inschrift getilgt und die ihrige an deren Stelle gesetzt habe, erwiderte: Unvermögend auf andere Weise zu helfen, habe sie Gras für die Pferde gesammelt, welche Bausteine zum Tempelbau herbeigeführt hätten; sie wäre aber des Willens, die ganze Kirche allein, ja noch tausend Kirchen zu bauen. So bringt auch unsere Lotterie jeder zustande, der die geringste Gabe dafür widmet.

Wir sehen mit großem Vertrauen dem Verlaufe des großen Unternehmens entgegen, wenn wir gewahren, wie diejenigen, welche von ihrem eigenen Lebensunterhalte geben, die Gnade Gottes bestimmen, sodaß sie doppelt in jenen wirkt, welche von ihrem Überfluß geben können. — Mit nächster Nummer werden wir eine eigene Liste der zum Zwecke der Lotterie bereits eingegangenen und noch eingehenden Effekten eröffnen.



Missionsfahrten auf dem weißen Nil.

Von P. Wilh. Banholzer, „Sohn des hl. Herzens“.

(Fortsetzung.)

Zierzehn Meilen südlich von Gos-Alu-Guma kommt Alu-Zeiel, dadurch bekannt, weil hier der Nil zur Trockenzeit barfuß passiert werden kann, die Regierungsdampfer haben da immer ihre liebe Not hinüberzukommen.

Unser Dampfer passiert mit Leichtigkeit und hält dann bei Gebelein (= zwei Berge), einem kleinen Schillukdorf, so genannt, weil zwei voneinander geschiedene Bergmassen dahinterstehen und es beherrschen. — Der Nordwind, der den Tag über

geweht hatte, hinterließ uns eine recht frische Nachttemperatur. Das Thermometer in der Kabine zeigte 13 Grad Celsius, draußen 9 Grad. Zitternd gingen die Schiffsleute am folgenden Morgen ans Holzhaufen. Ich machte mich auch bald aus der Kabine, um mit Bewegung mir ein wenig Wärme zu verschaffen. Ich war ebenfalls neugierig, mir den Wald und die Savanne anzusehen, in denen seit ein paar Jahren reiche Touristen Treibjagden zu veranstalten pflegen in den Wintermonaten. Die

Leser des „Stern d. N.“ haben vielleicht einen hohen Begriff von den Wäldern im Sudan und stellen sich dieselben nach Art unserer Wälder als majestätisch und endlos vor. Dem ist nicht so. Wir haben im Sudan keine geschlossenen, dichten Wälder vor uns, in denen Baum an Baum steht. Derartige Baumarten — Mimosen und Akazien — von nur mäßiger Höhe bilden das Hauptelement der lichten mit viel Strauchwerk besetzten Wälder. Vornehmere Baumarten wie die Tamarinde, Sykomore und andere Likusarten sind sehr selten darin. Ein etwas wildes Aussehen geben dem Ganzen mächtige Bananen, die durch Baum und Strauchwerk auf- und nieder sich schwingen. — Das ist, was man im Sudan Wald heißt. — Nach einem Waldgürtel von 200—400 Meter Dicke hat man gewöhnlich die Steppe vor sich, das heißt, ungeheure Grasflächen, mehr oder weniger mit mageren Bäumen oder Sträuchern besetzt. Die Gräser sind oft so hoch, daß Kopf und Reiter sich darin verstecken können. Siehe da, die teureren Jagdfelder der Touristen, die wochenlang im Geleit von schwarzen Treibern herumstreichen, sich dem Fieber und Sonnenstich aussetzend, um ein Löwen-, Tiger- oder Zebrafell als Trophäe mit nach Hause zu bringen oder sich rühmen zu können, so und so viele Elefanten, Büffel oder Antilopen erlegt zu haben.

Wieviel könnte mit dem Gelde, das solche Jagden kosten, zur Ehre Gottes getan werden!

Ich begnüge mich, auf pharaonische Hühner Jagd zu machen, deren es viele gibt.

Gibelein ist noch dadurch bekannt, daß ein unwillkommener Gast, in Form der Serutfliege, zum erstenmal sich ungeladen auf dem Schiffe präsentiert. Die Serutfliege hat die Größe einer Wespe. Sie hat einen langen, starken Nüssel, mit dem sie, wenn nicht gleich nach ihrem Erscheinen vertrieben, Blut zischt.

Gebelein stromaufwärts ist's wieder eintönig und langweilig. Das ewige Einerlei der Gegend erregt nicht das mindeste Interesse.

Das Sichtbarwerden einer ägyptischen Fahne nach einer Fahrt von 60 Meilen ist daher ein kleines Ereignis. Als sich bei unserer Annäherung noch ein schwarzer Polizist neben das Halbmondbanner stellte, war uns die richtige Tatsache klar gemacht, daß hier irgend eine Regierungsgewalt ihr notwendiges Dasein führe. In der Tat — wir haben es mit dem Verwaltungssitz des Distriktes Dar Jungi zu tun. Um die neue Gründung mit etwas Ansehen zu umgeben, hat eine Anzahl ausgedienter Askari (Soldaten) sich entschlossen, mit Weib und Kind sich hier niederzulassen. Man sieht es ihren Hütten an, daß sie nagelneu sind. Im Hinterland

beginnen hier die Dinka. Gebe Gott, daß wir mit der Zeit auch sie auffuchen können. Sie gelten als die begabtesten Neger.

Wieder 60 Meilen stromaufwärts und wir begegnen einem einsamen Hügel etwa 200 Meter vom Flusse entfernt; er heißt Ach med Aga. Am Ufer steht ein kleines Fischerdörfchen. Auf den ungeheuren Grasfluren im Hintergrunde soll viel Wild zu finden sein.

Eine andere Kleinigkeit von 56 Meilen und wir sind in Kaka. Zum Glück liegt dort Holz zum Verkauf bereit und wir können ohne viel Zeitverlust wieder abfahren. Kaka selbst ist ein elendes Nest. Südlich davon beginnen auf dem Westufer die Dörfer der Schilluk, bald in doppelten, bald in einfachen Linien, eines hinter dem anderen, in geringen Abständen. Sie liegen etwa 2 Meilen im Lande drin, immer dem Ufer entlang und haben gewöhnlich ein oder zwei Dompalmen in ihrer Mitte. — Merkwürdigerweise ist das Landgebiet der Schilluk auf der linken Seite des Flußufers nicht mehr als 12 Meilen breit, reicht aber von Kaka bis zum Bach el Gazar und ist mit Dörfern ununterbrochen besetzt. Die Baggara sollen die Schilluk auf der ganzen Linie am Vordringen nach Westen hindern. Wenn man die Schilluk fragt, warum sie nicht gegen die nubanischen Berge hin ihre Dörfer ausdehnen, schützen sie das spärliche Wasser im Innern vor. — Von Fashoda bis Tompa sind Schillukdörfer auch auf dem Ostufer, allerdings nicht in so regelmäßiger Aufeinanderfolge wie auf dem Westufer.

Am 7. Dezember abends langten wir in Fashoda berühmten Angedenkens an, das uns vor ein paar Jahren uns Haar einen Weltkrieg gebracht hätte.

Es heißt bei den Schilluk Kodak; Fashoda ist bei ihnen die Residenz des Ned Kur (gegenwärtigen Königs der Schilluk), die etwa 20 Meilen südlich vom Regierungsfashoda gelegen ist.

Fashoda ist der Sitz eines Mudirs (Verwalters) und bestimmt, nach Chartum vielleicht der zweitwichtigste Punkt auf dem weißen Nil zu werden. — Obwohl schon vor dem Mahdi seines ungesunden Klimas wegen berüchtigt, ist es nun doch wieder von der Regierung aufgenommen worden.

Manche «persona ingrata» hat vor 1880 dort ihre Seele ausgehaucht. Die Leute, die man lieber im Jenseits als auf der Mutter Erde wünschte, wurden mit Vorliebe dorthin versetzt; mehr als 4—5 Jahre hielten sie nicht aus.

Fashoda besteht aus einem Konglomerat von 200—300 kegelförmigen Hütten. Die nun beginnenden Arbeiten zur Gesündermachung des Platzes

und zum Aufbau der Regierungsgebäude haben viel Volk angezogen, das sich jene Hütten gebaut hat.

Nördlich davon, auf dem Grund des „Forts Marchand“ und darumherum, sollen die Beamten und die Garnison in einstöckigen langen Häusern aus gebrannten Ziegeln untergebracht werden. Das Hospital, das Verwaltungsgebäude und ein paar Offiziersstuben sind bereits fertiggestellt. In der Gegend des Forts Marchand würde also Neu-Faschoda entstehen.

Alt- und Neu-Faschoda sind nicht gerade hoch gelegen, daher zur Regenzeit fast ganz mit Wasser

umgeben. Sie haben zwei sehr tiefe Erd-einsenkungen vor sich, die noch lange nach der Regenzeit Wasser enthalten und der Geburtsort von unzähligen Moskitos sind. Der Nil selbst ist hier sehr langsam fließend und beherbergt eine große Insel in seinem Bette. Im Hinterland sind viele Sümpfe. Kein Baum, keine Pflanzung ist in der Um-

gebung sichtbar. Nur der kleine, von Marchand angelegte Gemüsegarten ist weitergepflegt.

Als Residenz des Mudir wird Faschoda den Handel und Verkehr ringsum und neue Ansiedler an sich ziehen. Für die Eingeborenen ist das Klima nicht schlecht. Besonders die nahen Schilluk dürften, wenn man alten Erfahrungen glauben kann, in nicht geringer Anzahl in Zukunft vertreten sein, eine harte Arbeit (mit 2½ Pfaster = 50 Pfennig bezahlt) ihrer heimatlichen Freiheit und Genügsamkeit vorziehend. Die Residenz des Ned Kur besuchten wir nicht, da der König der Schilluk sich gerade in Chartum befand, um vor dem Rhediven seine Ehrenbezeugung zu machen.

10 Meilen südlich ist die letzte Jahr gegründete

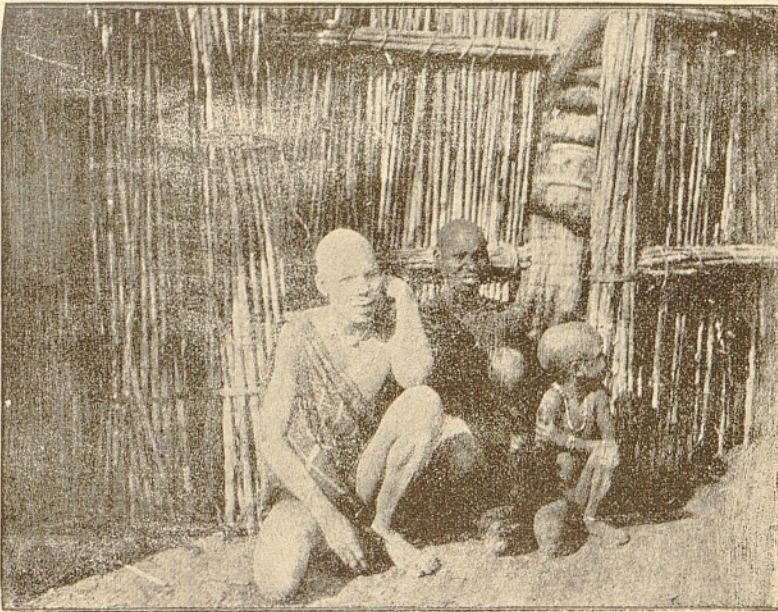
Missionsstation Sul. Wir erreichten es am Morgen des Festes der Unbesleckten Empfängnis, zu einer Zeit, wo das Missionspersonal die geistlichen Exerzitien machte und gerade in die Hölle sich begeben hatte, um die Qualen derselben zu betrachten.

Es wurde das Signal unseres Daseins schon in einiger Entfernung gegeben, um unsere Mitbrüder bei der Landung schon am Ufer begrüßen zu können. Sie hatten den Ort ihrer Betrachtung auf das wohlbekannte Signal schleunigst verlassen und waren froh des Wiedersehens.

Auch zahlreiche Eingeborene waren herbeigeeilt und

gaben Zeichen einer schon tief gewurzelten Anhänglichkeit. Ja, nach und nach wuchs ihre Zahl derart, daß gleich ein paar Risten Tuch, Eisen, Perlen bei auch nur bescheidener Freigebigkeit ihre Empfänger gefunden hätten. Keiner ging leer aus.

Nachdem die Begrüßungen vorbei waren, verließen wir das Schiff und be-



Schilluk-Familie.

nach der etwa 10 Minuten entfernten Station, die ihr erstes Prüfungsjahr wohl bestanden hat. Alles war gesund und wohl. Die Väter und Brüder haben inzwischen die Sprache des Landes studiert und verfahren darin ziemlich gut mit den Eingeborenen, die ihrerseits häufig die Mission besuchen und Eier, Milch, Geflügel u. s. w. zum Austausch gegen Zucker, Salz, Tuch, Eisen, Glas und Perlen bringen. Es herrschte da immer ein reges Leben im Hofe. Von der Ehrlichkeit und unseren guten Absichten sind sie bereits so überzeugt, daß sie bereits ihre Kranken, Kinder und Erwachsene, zur Mission führen. Verschiedene Schilluk arbeiten im Dienste der Mission. Wenn die Zuneigung der Leute fortdauert und das Klima, das nicht so schlecht ist, als man anfangs

glaubte, durch eine unkluge Lebensweise nicht mißbraucht wird, kann man im Laufe der Jahre auf eine Ernte hoffen.

Die Schilluk sind der einzige Stamm, der den Derwischen die Stirne zu bieten wagte und denselben durch verschiedene erfolgreiche Kämpfe das Eindringen in ihr Land verleidete. Die Derwische kamen bis nach Wadelai und raubten und plünderten auf beiden Seiten des Nils, aber an den Schilluk haben sie so ziemlich zahm vorbeizufahren gelernt.

Gegen die Araber haben sich die Schilluk immer abgeschlossen und fest an ihrem Kulte gehalten, entgegen anderen Stämmen in der Nähe der Wasser- und Landwege, die mit dem Islam immer ein wenig sympathisierten. Diese Abgeschlossenheit mag ihren Grund haben einmal in dem Wohlstand, den ihre Hände auf einem allerdings sehr fruchtbaren Boden gründeten, dann in der Regierungsform ihres Landes, die von hoher geistiger Entwicklung zeugt. Jedes Dörfchen hat seinen Scheich; 200—300 Dörfer machen einen Distrikt aus und unterstehen einem vom König ernannten großen Scheich. Über allen Dörfern, deren gegen 2000 gezählt werden, steht der König, der ein strammes Regiment führt und ebenso geachtet als gefürchtet ist. Mit der Regierung sind die Schilluk immer Hand in Hand gegangen. Wenn es gelingt, auf diese Einheit einen günstigen Einfluß zu gewinnen, wenn einmal in dieses Ganze, wie man sagt, ein Loch gemacht ist, dann dürfte vielleicht alles gewonnen sein. Wenn ein Distrikt sich befehen würde, wären alle gewonnen, weil ohne das Einverständnis aller eine Abweichung von der alten Sitte nicht gut denkbar ist. Die Schilluk sind ein schön gewachsenes Volk. Krankheiten sollen unter ihnen selten sein. Die Männer tragen ein Stück Tuch, das wie eine Toga um den Körper geworfen und auf der rechten Schulter zusammengeknotet wird.

Die Frauen und Mädchen tragen Felle, die Buben gehen nackt. Männer und Frauen schminken sich. Die Frauen haben Arm- und Beinringe sowie Halsbänder aus Glasperlen. Das Haar scheren sie ganz kurz. Zum Unterschied von den Frauen tragen die Männer prachtvolle, eigenartige Haarformen. Ein Teil hat quer über den Scheitel einen hohen Kamm mit weißen, eingeslochlenen Federn, der wie ein Heiligenschein von einem Ohr zum andern geht, andere tragen das Haar wie zu einer Art Kappe, wie sie auf den „seligen“ bayrischen Helmen glänzte, zusammengeknüpft, mit oder ohne eingeschnittenen Zacken. Die älteren Leute haben kurz geschorene Köpfe. Knaben sind entweder

ganz geschoren oder bis auf einen kleinen Kamm vorn auf dem Kopfe.

Die mit dem rotbraunen Heiligenschein Geschminkten müssen sich daran gewöhnen, ihren Hals auf ein niederes eigens geformtes Holzstühlchen aufzulegen und so zu schlafen. Der Schmuck der Männer sind vielfache Armringe und Halsbänder aus Glasperlen.

Jeder Schilluk vom 15. Jahre an, der gehen kann, trägt seine Lanze in der Rechten, wenn er seine Hütte verläßt, die älteren haben noch einen Knotenstock. Die Hütten sind hierzulande kegelförmig, im Innern herrscht große Reinlichkeit. Wo Kinder oder verschiedene Frauen sind, schafft ein von Strohmatte geformter Zaun einen Raum, wo das Familienleben den Tag über sich abspielt. Die Hütten sind meistens eng und im Kreise zusammengebaut und durch Dornengehege oder Zäune aus Strohmatte und Sorghumstengel miteinander verbunden. Auf dem freien Platze des Dorfes ist gewöhnlich eine oder mehrere Dompalmen, an der die Pauken hängen zum Tanze und zum Aufruf in Zeiten der Gefahr. — Die Schilluk treiben Viehzucht und Ackerbau. N. Z. Nach dreitägigem Aufenthalt in Lul, der unserem hochw. Herrn Bischof zu großem Troste gereichte und uns mit neuem Mute erfüllte, dampften wir weiter nach Süden. Noch an demselben Tage (12. Dezember) erreichten wir die hohen Ufer von Taufikia, das jetzt die Versorgungsstation für die südlichen Regierungsniederlassungen ist, vor drei Monaten aber noch der Sitz des Mudir war. Faschoda ist mit Taufikia vertauscht worden, weil letzteres zur Regenzeit mit Ausnahme eines schmalen Uferstreifens ganz unter Wasser zu stehen kommt. Ein schwarzer Offizier ist nun der Kommandant des Platzes. Einige Meilen südlich von Taufikia fließt der Sobat mit seinem gelblichen Wasser in den Nil. Vier Meilen südlich von der Sobatmündung bekommt der Nil einen Zufluß von Westen, den Loloriver, der seine Wasser aus den Bergen Nubas bringen soll. Ob und wie weit der Lolo schiffbar ist, ist noch nicht in Erfahrung gebracht. Mit ihm beginnt der reichbevölkerte Tongadistrikt, die bevölkerteste Gegend von vielleicht ganz Afrika. Die Dörfer folgen in geringen Abständen, eins hinter dem andern. Zahlreiche prachtvolle Rinder- und Schafherden preisen den Wohlstand derselben. Halb im Wasser, halb im Schilf liegen zahlreiche Kanoes (ausgehöhlte Baumstämme). Die Jugend ist zahlreich am Ufer vertreten. Überall wird man freundlich begrüßt. Die wassertragenden Frauen und Mädchen halten sich in respektvoller Entfernung vom Ufer beim Vorbeifahren des Dampfers.

Gegen Abend halten wir an einem walddreichen

Ufer zur Rechten, die Schiffsleute machen sich aus Holzhausen. Ich begab mich, um mein Blut etwas in Bewegung zu bringen, mit einem Schwarzen, unserem Koch, auf die Hühnerjagd. Nur wenige ließen sich sehen — und doch hatte die Küche deren nötig. Wir gingen daher munter vorwärts, immer tiefer und tiefer, durchs hohe Gras ins Innere. Die Sonne stand schon tief, als wir in der Hitze der Jagd gewahrten, daß es Zeit zum Umkehren sei. Wir fährten augenblicklich um, hoffend in etwa $\frac{1}{4}$ Stunden am Schiffe zu sein. Inzwischen wurde es dunkel und dunkler und noch kein Rauschen des nun doch nahe sein sollenden Flusses war vernehmbar. Wir

singen an zu springen und kamen an einen Wald von Mimosen, wie wir sie bisher noch nicht zu Gesicht bekommen hatten. Wir hatten uns verirrt. Was tun. Es war schon Nacht. Ich gab die Hoffnung auf, jene Nacht noch das Schiff zu erreichen und dachte schon darüber

nach, wie man sich nächtlich einrichten könnte. Es blieb nichts anderes übrig, als die Nacht über ein Feuer zu unterhalten. Wie wir uns so nach einem geeigneten Platz umsahen, entdeckte mein Begleiter in nächster Nähe ein paar Hütten. Eine Anzahl lanzenbewaffneter Schilluk saßen im Hofraum dazwischen. Bei unserem Eintritt standen sie auf und begrüßten uns nach Schillukart. Zum Glück verstand mein Schwarzer die Schilluksprache. Er setzte in kurzem unsere Verlegenheit auseinander und versprach jedem, der uns das Geleite zum Fluß gebe, ein Stück Tuch bei der Ankunft am Schiffe. Nach einigem Besprechen unter sich entschlossen sich drei Männer, mit doppelten Lanzen bewaffnet, uns zum Fluße zu führen. Einer ging voran, 2 folgten hinter uns. Es begann ein entsetzliches Rennen und Stolpern in der tiefen Nacht. Schon nach ein paar Minuten vernahmen

wir einen Pfiff aus der Signalpfeife vom Ufer her, ein Zeichen, daß wir auf dem rechten Weg waren. Man hatte also unsererwegen den Dampfkessel geheizt. Die Pfeife arbeitete lustig weiter — wir ramnten weiter. Auf die Signale mit der Pfeife folgten solche aus der Trompete eines unserer Laienbrüder, dann hörte man Flintenschüsse, auf welche ich antwortete mit zwei Schüssen. Nach diesem Zeichen unseres Naheseins legten Pfeifer, Schützen und Trompeter ihre Instrumente nieder und gaben sich zufrieden.

Nach etwa einstuündigem, kolossalem Marsche langten wir am Schiffe an. Wir hatten dort alles in eine heillose Angst versetzt, was mir auch das unliebste an der Sache war. Ich hätte gern einmal eine Nacht am Feuer zugebracht. Die drei wackeren Neger erhielten ihre Stoffe und traten zufrieden den Rückweg an. Was ich heute lernte, war, nicht mehr ohne Kompaß auszugehen.

Die Küche



Vieh Hof der Schilluk mit dem Stiere des Königs.

war auch ohne den „Koch“ bereitet.

Nachdem wir nun an Bord waren, konnte man am andern Morgen in der Frühe ohne Sorge weiterfahren. Ich konnte ruhig ausschlafen. Nach der Karte war ja heute nichts außerordentliches zu erwarten. Der schmale Bachr el Zeraf (Gazellerfluß), dem wir mittags begegneten, erinnerte uns, daß wir nun 560 Meilen von Chartum weg waren.

Es haben einige probiert, den Bachr el Zeraf — ein Seitenfluß des Bachr el Gebel — hinaufzufahren, haben ihn aber nach kurzer Fahrt vom Sett blockiert gefunden. In seinen Ufern wohnen die kriegerischen Nuer, die nebst den Schilluk die stärksten Nilbewohner sind. Wenn die Nuer etwas Hunger und Raublust verspüren, kommen sie aber aus dem Innern und stehlen den Schilluk an den Ufern ihre Ernte weg.

Gegen Abend trafen wir eine Flotille von gegen

150 Kanoes, jedes mit 2—3 Mann Besatzung und dicken Stricken und Umbatschbündeln an Bord. Sie kamen von der Nilpferd- und Fischejagd. Bei der Ansicht unseres Dampfers teilten sich die Kanoes in die beiden Ufer, an denen sie hart entlang fuhren. Ein prächtiger Anblick war der Vorbeizug dieser leichten, originellen Fahrzeuge und der darin platzierten schön gewachsenen Schilf mit ihren kühnen, durch weiße Federn mehr hervortretenden Haarformen. Die Jüngeren ruderten mit einer leichten Schaufel abwechselnd, bald zur Rechten, bald zur Linken einsetzend. Die Schifflein flogen schnell an uns vorbei, dank der Gewandtheit der Ruderer und der Schmalheit der Bote, die ausgehöhlte Dompalmstämme darstellen. Die schönsten Kanoes sind die aus einem Stück, die längsten sind aus zwei oder drei Stücken zusammengesetzt und immer mit Rot ausgemauert. Auf einigen steht ein Mann aufrecht, der mit seiner langen Lanze fortwährend in das dichte Ufergras sticht, wo Fische ihre Schlupfwinkel haben. Alt und Jung grüßen im Vorbeigehen, die rechte Handfläche nach vorn erhebend. Nirgends sah man Furcht oder Mißtrauen.

Am 14. Dezember fuhren wir in den Bachr el Gebel ein, den See No zur Rechten lassend. Der See No ist ein Teil des Bachr el Gazal, der, sein Wasser nicht zu fassen vermögend, dasselbe über die sehr flachen Ufer fließen läßt und so einen See darstellt, der mit Inseln übersät ist.

Der Bachr el Gebel ist viel enger als der weiße Nil, aber viel reizender als der letztere. Er ist es, der in das aus dem Bachr el Gazal kommende faule Wasser wieder etwas Leben bringt. Der Bachr el Gazal und der Bachr el Gebel heißen nach ihrer Vereinigung der weiße Nil.

Mit der Einfahrt in den Bachr el Gebel tritt man in das Reich des Papyrus ein, der zu beiden Seiten nun unausgesetzt den Fluß wie eine Mauer einsäumt, die 4—6 Meter hoch sich weiter erstreckt als das Auge reicht. Er schließt den Fluß so ein, daß man wie in einem Hohlwege fährt. Außer Papyrus, Wasser und Himmel ist nun auf 250 Meilen hin nichts zu sehen.

Der Bachr el Gebel macht mit seinem Papyrusgestaude, das regelrecht gestutzt und künstlich geordnet scheint, den Eindruck eines jener bewunderten Kanäle in gewissen großen Gartenanlagen Europas.

Auf die Dauer wird man aber auch der Papyrusgenierie satt.

Einen Einsiedler in dieser einsamen Welt möchte ich nicht unerwähnt lassen, den Plotus, der vom See No bis nach Gondokoro anzutreffen ist, ja bis nach dem Kap der guten Hoffnung sich finden soll.

Dieser merkwürdige Vogel, der auch an den traurigsten Stellen am oberen Nil zu leben hat, ist meistens allein. Sein langer, grülicher Schnabel, die weißlich-grauen Flügel und der schlangenhähnliche Hals machen ihn eher zu einem Unikum als zu einer Schönheit. Er scheint der Arbeit nie müde zu werden. Bald sieht man ihn auf grasreichen Inselchen und am Ufer Jagd machen, bald im Wasser, wo er bis zum Hals untergetaucht ist, fischen. Mit dem langen Hals über dem Wasser hält man ihn für eine Schlange. Wenn er auf einen Fisch losstürzt, geschieht es mit der Heftigkeit und Beweglichkeit einer Schlange. Beim Herannahen des Dampfers versteckt er sich im Gras, wenn gerade am Ufer sich befindend, wenn im Wasser, taucht er ganz unter und bleibt unter Wasser, bis die Gefahr vorüber ist. Selten sieht man ihn davonschweben.

Berühmt und auch ganz hübsch sind die Neben- oder Seitenflüsse des oberen Nil. Sie sind sehr zahlreich; bald zur Rechten, bald zur Linken eröffnen schmale Kanäle, die vom Hauptstrom ausgehen, Einblick in mächtige Seen. Nicht uninteressant ist ihre Geschichte.

Durch das alljährlich wiederkehrende Steigen des Nils infolge des Regens und der Tropen werden bekanntlich die flachen, niederen Ufer überschwemmt, weil das Gefälle des Nil gering ist und er die nachkommenden Wasser nicht dienstgemäß in seinem Bette fortzuschaffen imstande ist. Das übersießende Wasser geht viele Meilen ins flache Land hinein, von wo es, nach dem Rückgang des Hochwassers teils wieder ins Hauptbett abfließt, teils in großen Niederungen zurückgehalten wird.

Diese mit Wasser aufgefüllten Niederungen sind die Nebenseen oder Nebenwasser des Nil. Sie stehen oft in Verbindung mit dem Hauptstrom durch Filtration oder vermittels der oben erwähnten kleinen Kanäle auch noch bei sehr niederem Wasserstand oder sie sind ohne Verbindung und verwandeln sich in der Trockenzeit zu abgeschlossenen Sümpfen, welche erst beim nächsten Steigen des Nil ihre Kommunikation mit demselben wieder aufnehmen und je nach der Regenmenge in den Tropen verschiedene Gestalt annehmen.

Diese periodisch ab- und zunehmenden Seitenwasser fördern natürlich in großartigem Stile das Wachstum von Wasserpflanzen aller Art, deren Wurzeln nach und nach ineinander verwachsen. Bei jeder wiederkehrenden Überschwemmung werden diese Pflanzenmassen mit samt der Erde, die an ihren unzähligen Wurzeln hängt, an die Oberfläche gebracht und treiben dann, wenn nicht von entgegengesetzten Winden festgehalten, dem Hauptstrom zu. Dort

häufen sie sich namentlich in den Biegungen. Aber auch starke Winde allein vermögen die schwimmenden Pflanzenbarren auf- und zusammenhalten, bis sie wahre Dämme bilden, die den Fluß nach Breite und Tiefe versperren in einer Weise, daß der überwachsene Nil vom angrenzenden sumpfigen Festland nicht zu unterscheiden ist. Das nun nachkommende Wasser muß nach den Seiten hin Abfluß suchen; die unter dem Damm fortbauernde Strömung vermag ja nicht das ungeheure Volumen Wasser, das hinten kommt, fortzuschaffen. Die Festigkeit und Dichte dieser Grasbarren ist verschieden. Einige vermag der Dampfer zu durchbrechen, andere widerstehen. Einige sind so stark, daß Elefanten darüber gehen können, andere sind schwächer und sich darüberwagende Nilpferde sanken in dieselben und kamen nicht wieder heraus. Wie wir gesehen, gehen Teile dieser Pflanzenbarren bis nach Duem und weiter, wo aber die starke Strömung ihre Anhäufung verhindert. Sie bleiben meistens in den Uferbuchtungen, wohin sie Wind oder Strömung getragen. Andere Pflanzenstücke verfaulen im Wasser und zersetzen sich.

Am 16. Dezember fanden wir in der Nähe von Hellet Nuer eine Holzstation. Der Regierungsdampfer „Hanel“ lag davor. Wir hielten an und wurden von einem arabischen Offizier und dem Doktor (ein katholischer Syriener) des Platzes begrüßt. Sie gaben uns Aufschluß über alles: Zur Auffuchung und Freilegung des alten Flußbettes, das von hier auf 30—40 Meilen vom Selt verwachsen ist, ist vorübergehend eine kleine Kolonie angelegt worden. Sie besteht aus etwa achtzig Dermischgefangenen und anderen noblen Gesellen, welche die Seltarbeit vollbringen, sowie aus 25 ägyptischen Soldaten zur Bewachung der guten

Leute, von denen übrigens noch keiner Lust verspürt haben soll, auszureißen, da sie wissen, auf einer Insel blockiert zu sein. Über das allgemeine Wohlbefinden wacht der erwähnte Herr Doktor. Die Leitung des Unternehmens hat ein englischer Offizier, der auf einem der arbeitenden Dampfer seine dauernde Wohnung hat. Er war bei unserer Ankunft noch an der Arbeit mit seinen Leuten im neuzuschaffenden Flußbett, etwa eine halbe Stunde vom Holzplatz.

Von unserem Dasein informiert, sandte er seine Grüße nebst einer Einladung an uns zum Abendessen.

Wir hatten eine schöne Gelegenheit gefunden, von kompetenter Seite etwas über den Zweck des Seltunternehmens zu hören: Der Fluß ist derart versperrt, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist, eine unterirdische Strömung festzustellen. Außerlich ist ebenfalls kein Anhaltspunkt für die Auffindung des alten Flußbettes gegeben. Man hat nun begonnen, den Selt zu heben in der Richtung, wo nach sorgfältigen Studien die größte Wahrscheinlichkeit für das Vorhandensein der Strömung ist. Bei unserer Ankunft war ein Kanal von 5 Meilen Länge freigelegt und noch keine Spur einer nahen Strömung hatte sich gezeigt. Aus dem Unternehmen verspricht man sich keinen besonderen Wasserzuschuß für Ägypten. Politisch sei die Freilegung des alten Bettes von Wichtigkeit. Der Weg, den die Schiffe jetzt machen müssen, auf einem Nebensee fahrend bis zur Stelle, wo das regelrechte Flußbett wieder anfängt, ist nicht größer als der zu bahnende alte, aber er ist unsicher. Der zu benützende Nebensee ist von unglaublicher Größe und hat viele Auswege, die wieder neue Seen eröffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus unseren Missionsstationen.

Missionsstation Lul.

Von unserer Missionsstation Lul, 21. Juni, schreibt der hochw. P. W. Banholzer:

Danke Ihnen für die beiden Bücher, die Sie mir gesandt, kann beide sehr wohl brauchen; auch die Barigrammatik ist mir von Nutzen. Sie und da findet sich eine Ähnlichkeit mit der Schilluksprache vor. Weit mehr könnte ich aber nun die Denksprache gebrauchen, sehr viele Schilluk verstehen Denka,

das dem Schilluk sehr verwandt zu sein scheint. Bei der Anordnung des Stoffes für eine Schillukgrammatik würde mir die Denksprachegrammatik von Dr. Mitternugner viel helfen. Bitte schicken Sie mir ein oder zwei Exemplare bald.

Habe einen Reisebericht geschrieben über unsere Expedition nach Gondokoro. Weiß nicht, ob Sie nun selbst zuhanden haben. Der Reisebericht ist lang, mir scheint er aber noch mehr langweilig. Ich habe mir viele Mühe damit gegeben und ihn in einer Zeit

geschrieben, wo ich noch schwach war: ich lag dort oben in Gondokor ozirka einen Monat krank.

Wir haben den „Stern“ noch nie in Sul bekommen; bitte schicken Sie ihn auch.

Vin nun ganz in der Schilluksprache drin; das schwerste ist nun überwunden, kann nun ordentlich sprechen. Werde deshalb bald instande sein, neues Material für den „Stern“ zu senden. Auch Bruder Heinrich wird bald etwas senden.

Wir haben hier vollauf zu tun. Viel Leute kommen zu uns, alles ist freundlich. Wollen sehen, ob wir das Vertrauen der Schilluk bekommen können. Es sind sonst harte Köpfe und die alten Traditionen sind stark in ihnen gewurzelt. Der Schöpfer des Weltalls ist den Schilluk bekant. Einen Kult für Ihn haben sie aber nicht: sie entrichten eine Art „Zehnten“ ihrem Stammvater Njakong, der Fürbitter für sie bei Gott ist. Vor und nach dem Regen finden Tänze zu Ehren Njakongs statt: zuvor, damit der Regen kommt, nachher, damit er aufhöre. Die Tänze sind sehr anständig und alle Altersklassen nehmen daran teil.

Muselmänner gibt es nicht; ein paar ausgeübte Derwische wollen mehr als ihre Brüder, die Schilluk, sein und kauderwelschen etwas Sudan-Arabisch; im übrigen haben sie keine muselmannische Praxis. Die Schilluk lachen den Muselmänn aus, wenn er betet: alte Soldaten haben es probiert die Erde zu küssen und nach des Propheten Ritus zu beten, ließen aber bald nach unter dem Gelächter von Alt und Jung: Liebst du die Erde oder willst du uns oder der Sonne deinen Rücken zeigen? So hieß es.

Wollen abwarten, wie sie sich uns gegenüber betragen. Man heißt uns bonjo-Fremde, doch sind wir nicht angefeindet und wir können ungestört überall einkehren.

Menschenwerk kann es nie zuwege bringen diese Schilluk innerlich umzustimmen und sie etwas mehr nach oben als nach unten blicken zu machen. Unser Unternehmen ist aber Gotteswerk und Anordnung; wir dürfen doch wohl vertrauen, daß er uns helfe in unserer harten Arbeit.

Das Klima ist wie überall am Nil: zur Trockenzeit muß man sich vor der Sonne hüten, zur Regenzeit vor dem Regen. Mit etwas Klugheit kann man, glaube ich, lange aushalten.

* * *

Bericht über die Mission der „Frommen Mütter des Sudan“ in Omderman.

(Von einer Missionschwester.)

Dem Samenkörnlein gleich, von dem der liebe Heiland im Evangelium spricht, ist unser An-

fang hier in Omderman gewesen. Am 30. Nov. ließen wir — 2 Schwestern nur — uns hier nieder, um eine Mädchenschule zu gründen. Von den christlichen Einwohnern wurden wir mit größtem Jubel empfangen; denn schon lange hatten sich die Ärmsten nach den Schwestern gesehnt. In welch schrecklichem Elende diese Leute geschmachtet haben, ist schwer zu beschreiben. Die Mahdistenwirtschaft hatte die wenigen Christen, die noch geblieben waren, nicht nur körperlich, sondern auch moralisch ganz untergehen lassen. Von Religion war sehr wenig zu finden. Die Armen unterschieden sich von den Mohammedanern nur dem Namen nach. Wie die letzteren, trieben auch die sogenannten Christen Vielweiberei und wie verderblich solch ein Beispiel auf die jungen Kinderherzen einwirken mußte, ist leicht begreiflich. Mit Ungeduld sahen wir die Zeit herannahen, daß wir die Schule eröffnen konnten, um die armen Kleinen solchem Elende zu entreißen. Denn wenn auch die Patres, die ein Jahr vor uns hierhergekommen waren, schon viel zur Aufbesserung der Sitten beigetragen hatten, so war der Einfluß der Mohammedaner zu stark und das Uebel zu weit gedungen, um es so schnell beseitigen zu können. Nachdem wir uns ein wenig eingerichtet hatten, eröffneten wir am 1. Dezember die Schule. Tränen kamen uns in die Augen, als wir die Kinder zum erstenmale in der Klasse hatten und sie so unwissend in Bezug auf die hl. Religion sahen. Den Namen Gottes hatten sie zwar oft genug ausgesprochen und aussprechen hören, denn „Allah, Allah“ gebrauchen die Mohammedaner fast in jedem Sage; doch das war alles, was die armen Kinder von Gott gelernt hatten. Sie wußten weder das heilige Kreuzzeichen zu machen, noch ein Gebet zu sagen. Wer sollte es sie auch gelehrt haben, da die Mütter, von denen die meisten während der Mahdistenherrschaft geboren waren, ebenso unwissend wie ihre Kinder waren. Die Patres hatten in der kurzen Zeit nicht alles machen können und sich zunächst die Eltern gewinnen müssen, um sie ein wenig zu unterrichten. Arme Kinder! Da gab es viel zu tun; doch der liebe Gott half uns und gab uns auch die Gnade, in diesem für Europäer so ungesunden Klima gesund zu bleiben.

Auch so manche Freuden wurden uns zuteil und welcher Art dieselben waren, kann man sich leicht denken; denn was liegt uns mehr am Herzen, als dem lieben Gott Seelen zuführen zu können! Eine von den Konkubinen, die wir unterrichtet hatten, sahen wir nach kurzer Zeit die hl. Taufe empfangen und gleich darauf mit ihrem Herrn durch das hl. Sakrament der Ehe vereinigt, ein Beispiel, das auch auf andere heilsam einwirkte.

Unsere Kinder haben gute, mitleidige Herzen und sind auch ganz intelligent. Als wir zum erstenmal in der Fastenzeit den hl. Kreuzweg machten, sahen wir eins von unseren Kleinen ganz bitterlich weinen. Nach der Ursache ihres Kummers gefragt, antwortete sie schluchzend: „Jetzt töten sie den lieben Heiland.“ Diese Kleine war eins von unseren unartigsten Mädchen, der wir so eine Antwort garnicht zugetraut hätten. Die Kinder sind uns alle sehr zugetan, ebenso ihre Eltern. Doch wenn man ihre Freundschaft nicht durch häufige Besuche unterhält, so schicken sie ihre Kinder weder zur Kirche noch in die Schule und ebensowenig kommen die Eltern hin; man muß sich daher die häufigen Besuche nicht verdrießen lassen und sie immer von neuem auffordern, Sonntags dem Gottesdienste beizuwohnen. Da sieht man wohl ein, was es hier noch zu tun gibt und wieviel mehr man könnte, wenn mehr Mittel vorhanden wären.

Die Leute leben hier in bitterster Armut. Diejenigen, die einst etwas übrig

hatten, waren vom Mahdi beraubt worden; fast überall trifft man arme Leute an, sowohl unter den Weißen als unter den Schwarzen. Viele sind hier aus anderen Ländern hergekommen. Sie hatten ihre Heimat verlassen, um hier leichter ihr Brot zu verdienen und finden kaum Arbeit genug, um sich das Nötigste zu verschaffen. Da gilt es, diesen Unglücklichen beizustehen. Oft halten auch die Mütter ihre Kinder zuhause zurück, wo sie ihnen helfen müssen und so vergessen sie in den Zwischenpausen das, was sie in der Schule gelernt hatten. Da ist es dann schwierig, die Kinder auf die hl. Kommunion vorzubereiten und immer wieder heißt es: Besuche machen, Besuche machen.

Auch den Aberglauben haben die Christen hier von den Mohammedanern geerbt und der ist schwer auszurotten. Stirbt jemand von ihnen, so bleiben die Angehörigen 40 Tage lang zu Hause und lassen sich weder in der Kirche noch anderswo sehen. Und

welche dem, der dieser Gewohnheit zuwiderhandelt! Man ergeht sich gleich in üblen Nachreden über ihn und aus Furcht davor bleibt man der alten Gewohnheit treu. Da gibt es noch viel zu bekämpfen. Doch der liebe Gott hat uns bisher geholfen, er wird auch fernerhin für uns sorgen. Wir haben doch jetzt das Glück, unsere kleine Kirche am Sonntag gefüllt und den lieben Gott auch hier verehrt zu sehen.

Gegenwärtig sind wir hier vier Schwestern; denn die Arbeit hat sich vermehrt. Wir haben nicht nur die Schule zu halten, sondern auch ziemlich oft außerhalb des Hauses Krankenpflege zu üben. Die Leute hier verstehen sehr wenig davon und rufen uns sogleich, wenn

jemand von ihnen erkrankt ist. Oft haben wir schon die Nächte bei diesen Armen zugebracht. Auch nach Chartum hat man uns zur Pflege gerufen. Eine von unseren Schwestern weilte mehrere Wochen dort.

Unsere Wohnung hier besteht ähnlich denen der übrigen Einwohner in einer aus Lehm gebauten Hütte.



Schilluk-Krieger.

Wir haben zwei Zimmer für uns und außer diesen zwei Schulzimmer. In Chartum hat die Mission auch schon das Terrain zu einem neuen Kloster erworben; doch kann mit dem Bauen noch nicht angefangen werden, da die Mittel noch nicht vorhanden sind. Das Material ist hier sehr teuer und der Arbeitslohn hoch. Doch hoffen wir, daß die Freunde der Mission reichlich beisteuern werden, um uns zum Bauen zu verhelfen. Es ist in Chartum weder eine katholische Kirche noch eine katholische Schule und wenn wir nicht bald anfangen, so schickt man die Kinder in die Regierungsschule, dann bleibt wenig für uns übrig, d. h. der katholische Glaube, der schon schwach genug ist in den Familien, stirbt zuletzt ganz aus, wenn die Kinder eine andere Schule besuchen. Wer helfen will, verliere keine Zeit, Gott hat ja die fröhlichen Geber lieb. Wie viele gibt es, die viel Geld für Theaterbesuche, Reisen usw. ausgeben, ohne sich auch nur im Ge-

ringsten um ihre armen Mitmenschen zu bekümmern! Sind sie glücklich? Sicherlich nicht. Glücklich ist, wer den lieben Gott liebt und das geschieht, wenn man ihm mit reinem Herzen Opfer darbringt; denn der größte Ausdruck der Liebe zeigt sich in den Opfern, von denen es so viele Arten gibt. Auch das Almofengeben gehört hierzu und besonders das Almofengeben für die Missionen. „Ah, nun haben wir verstanden,“ wird man sagen, „das heißt, wir sollen unsere Börfen aufstun für Chartum.“ — „Ganz sicherlich, sehr gut begriffen: Börfen und Herzen aufstun für die Sache Gottes, für ihn.“ — „Aber wir haben selber so viele Arme hier und müssen zunächst an diese denken.“ — Auch das ist wahr, doch wenn alle so denken würden, so könnten die Missionen keine großen Fortschritte machen; denn woher sollten sie die Mittel gewinnen, um für die Armen zu sorgen? Das Geld ist an sich zwar eine elende Sache; doch wieviel Gutes kann man damit stiften? Bitte, bitte, gebe ein jeder, was er geben kann, sei es viel oder wenig; Gott wird ein reichlicher Belohnner sein.

* * *

Die Erstlingsfrüchte aus der Mädchenschule in Assuan.

(Von einer Missionschwester.)

Es sind ungefähr zwei Jahre her, als ich von meiner Oberin in diese Station geschickt wurde, um mich mit der Erziehung der weiblichen Jugend zu befassen. Bei meiner Ankunft fand ich die hiesige Mädchenschule nicht gerade in der besten Lage, der Schülerinnen mochten etwa achtzehn gewesen sein, im Vergleich zur hiesigen Bevölkerung wirklich eine kleine Zahl. Warum so wenig? wird mancher Leser fragen. Damit hatte es folgende Bewandtnis. Als Monsignor A. M. Roveggio, unser unermüdlicher Apost. Vikar sel. Andenkens diese Station gründete, versuchte er alles Mögliche, um ungefähr in der Mitte der Stadt ein Grundstück als Bauplatz zu erwerben. Er hatte dabei die Absicht, den hiesigen Christen die größtmögliche Bequemlichkeit im Kirchenbesuch zu verschaffen, sodann auch, was ihm nicht weniger am Herzen lag, um der Jugend den Besuch unserer Schule möglichst zu erleichtern. Es galt ja vor allem, das junge Volk an uns zu ziehen, um ihm eine entsprechende religiöse und intellektuelle Bildung zu vermitteln. Trotz aller Bemühungen aber von seiten unseres hochwürdigsten Bischofes konnte kein Grundstück in der Stadt erworben werden, sondern man war gezwungen, ein am Ende der Stadt gelegenes anzukaufen. Dieser Umstand beeinflusste später, als das Missionshaus fertig da-

stand, sehr nachtheilig den Schulbesuch seitens der hiesigen Jugend. Von den Mädchen hieß es geradezu ein großes Opfer fordern, wenn man von ihnen verlangte, jeden Morgen den langen Weg vom Südeinde bis zum Nordende der Stadt zu machen. Da entschloß sich der hochwürdigste Bischof, ganz eigens in der Mitte der Stadt eine kleine Nebenschule zu errichten. Diese kam zustande und die Leitung derselben übernahm eine unverheiratete syriatische Katholikin, welche von der Mission besoldet wurde. Da aber das Wissen dieser Lehrerin sich nur auf die ersten Anfangsgründe des Arabischen erstreckte, so mußte ihr noch eine Missionschwester beigegeben werden, um den Religionsunterricht zu geben und noch dazu englisch zu lehren, das heutzutage in Aegypten immer notwendiger wird. So vergingen zwei Jahre; da sah sich die syriatische Lehrerin wegen Familienverhältnissen genötigt, den Unterricht in unserer Schule aufzugeben, worauf die Missionschwester vollends die Leitung derselben übernahm.

Die Schuldisziplin und die Lehrerfächer wurden jetzt besser geregelt, was dazu beitrug, daß die Zahl der Schülerinnen sich vermehrte. Gegenwärtig sind ihrer mehr als sechzig. Diese sind beinahe alle einheimische Kinder und haben besonders an den häuslichen Arbeiten wie Stricken, Sticken und Häkeln große Freude. Im allgemeinen sind diese Araberinnen und Koptinnen ziemlich intelligent und fleißig. Wenn man hier und da auf eine Ausnahme stößt, so heißt es Geduld üben und emsig und unverdrossen weiterarbeiten, umsomehr, als die Mühen des Unterrichts dadurch versüßt werden, daß man zuweilen Herzen trifft, welche die katholische Lehre gierig aufnehmen. Ein solcher Fall war der folgende.

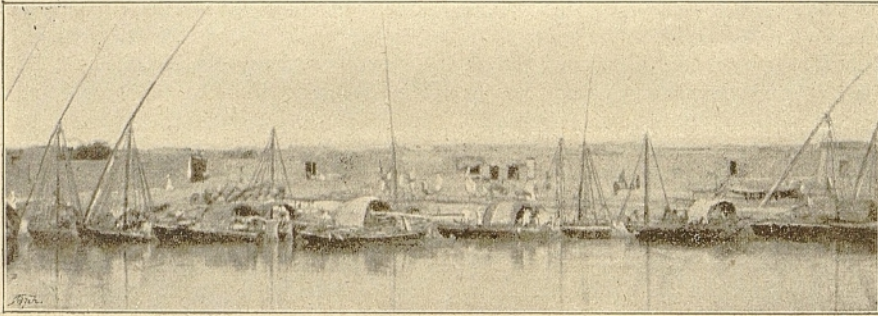
Zwei von unseren größeren Schülerinnen zeigten während des Religionsunterrichtes eine besondere Aufmerksamkeit; mit offenem Munde, wie man zu sagen pflegt, saßen sie da und hörten die Erklärungen der Schwester an, wie wenn es Märchen oder andere für die Jugend spannende Geschichtchen wären. Der Heiland ließ nicht lange auf sich warten und kündigte sich in diesen jungen, für das Gute so empfänglichen Herzen an als der Weg, die Wahrheit und das Leben. Eines Tages sprach die ältere von ihnen der Schwester gegenüber den Wunsch aus, katholisch zu werden, worauf ihr diese entgegnete, daß sie dazu der Einwilligung ihrer Eltern bedürfe, daß diese aber, da sie schismatisch seien, sich ganz gemiß ihrem Wunsche widersetzen würden. Nur in der Hoffnung auf die göttliche Hilfe rückte die kleine ihrem Vater gegenüber mit ihrem Herzenswunsche heraus. Der Vater war keineswegs geneigt, seiner Tochter die Erlaubnis zum Übertritt zum Katholizis-

mus zu erteilen. Als aber einige Zeit nachher auch die jüngere Schwester mit der nämlichen Bitte an ihn herantrat, lehnte sie der Vater nicht mehr so schroff ab und sagte endlich zu, als seine beiden Töchter von ihrem Ansturm nicht mehr abließen.

Nun konnte nichts mehr ihren Eifer hemmen, um sich der Aufnahme in die katholische Kirche würdig zu machen. Mit doppeltem Eifer lernten sie den Katechismus, mit staunenswerter Beharrlichkeit beteiligten sie sich an allen Religionsübungen, so daß über die Aufrichtigkeit ihres Entschlusses kein Zweifel mehr bestehen konnte. Nach einiger Zeit waren die Oberen der Ansicht, daß diese Katechumenen mehr als hinreichend in den Lehren unseres heiligen Glaubens, sowie in den Pflichten, welche dieser auferlegt, unterrichtet seien. Am Feste Allerheiligen letzten Jahres widersagten sie den Irrtümern des

Schisma und empfingen dann die heilige Taufe, in der die eine den Namen Maria, die andere den Namen Rosa erhielt. Einige Tage später empfingen die Neugeborenen die erste heilige Kommunion. Ich war ganz in ihrer Nähe und höchst erbaut von ihrem lebendigen Glauben und ihrer rührenden Andacht. Ich dachte bei mir, wie gerne der göttliche Heiland in diese heilsbegierigen Kinderherzen eingeleitet sein mag, was ich von mir selbst nicht zu sagen getraue, trotzdem ich schon so viele Jahre im Schatten des Tabernakels weile. Auch jetzt fahren sie fort, die heiligen Sakramente mit Eifer und Sammlung zu empfangen. Hoffentlich wird auch ihr ganzes ferneres Leben ein echt katholisches sein zu ihrem eigenen Heile und zur Erbauung aller jener, in deren Mitte sie später leben werden.

* * *



Im Hafen von Omderman.

Seelsorgerliches aus der Missionsstation Heluan.

Heluan ist ein Kurort, mitten in der Wüste gelegen, der mit dem nahen Kairo durch eine Eisenbahnlinie verbunden ist und alljährlich zur Winterzeit von zahlreichen Fremden besucht wird. Die reine, trockene Wüstenluft macht es zu einem vorzüglichen Luftkurort, besonders für Lungen- und Nierenkranke, während die reichhaltigen Schwefelquellen eine vortreffliche Badekur ermöglichen. Die Bevölkerung Heluans ist sehr gemischt. Die Ortseingesessenen bestehen aus ägyptischen Fellachen, Syriancern, Kopten, Negern und einer nicht unbedeutlichen Anzahl von Europäern, welche letztere meist Inhaber von Hotels, Pensionen oder Geschäftsläden sind. Der Fremdenverkehr beschränkt sich ausschließlich auf die Saison, welche von November bis Ende März dauert. Während in der heißen Jahreszeit in Heluan eine auffallende Ruhe herrscht, sind in den Wintermonaten die zahlreichen Hotels und Pensionen sowohl als auch die breiten Straßen

dieser Wüstenstadt von Europäern wie Engländern, Deutschen und Franzosen belebt, so daß man sich an einen europäischen Kurort versetzt glaubt, wenn nicht der sandige, vegetationslose Wüstenboden, die orientalische Bauart der Häuser und die ganze Umgebung zu deutlich an Afrika erinnerte.

Dies ist in kurzen Zügen das Feld, auf welchem unsere Missionäre in Heluan ihre seelsorgerliche Tätigkeit ausüben.

Der Schwerpunkt der Seelsorge in Heluan liegt zweifellos in der Erziehung der Jugend, welche durch die Knaben- und Mädchenschule vermittelt werden soll. Beide Schulen erfreuen sich nach wie vor eines regen Besuches. Gegen achtzig Knaben wurden im letzten Halbjahre von den Missionären unterrichtet; die Zahl der weiblichen Schulkinder, deren Erziehung den Missionschwestern obliegt, beläuft sich gegenwärtig auf siebzig. Ihr Alter beläuft sich zwischen dem fünften und achtzehnten Lebensjahre. Was die Schulfächer angeht, so spielt der Unterricht in den modernen Sprachen eine wichtige

Rolle. Sprachenkenntnis ist in der mit Bezug auf Nationalität so gemischten Bevölkerung Ägyptens in jeder Lebenslage von praktischem Nutzen; für die Geschäftsz- und Handelsleute, zum Teil auch für den Beamtenstand, ist die Kenntnis mehrerer Sprachen geradezu unentbehrlich. Diesem Bedürfnisse des praktischen Lebens muß natürlich in der Schule Rechnung getragen werden, weshalb auch in der Missionschule in Heluan sowohl in der arabischen als auch in der französischen und englischen Sprache Unterricht erteilt wird. Obendrein ist noch Gelegenheit zur Erlernung der italienischen Sprache geboten. Der Religionsunterricht, der natürlich unter den Lehrfächern den ersten Platz einnimmt, wird mehreremal wöchentlich erteilt. An den Sonntagen wird regelmäßig eine Christenlehre in französischer Sprache erteilt, der auch die Erwachsenen beiwohnen. Es liegt auf der Hand, daß in einem Lande, wo, wie hier in Ägypten, wegen eines förmlichen Mischmaschs von Religionen dem Glauben und der Sittlichkeit der Katholiken so mannigfache Gefahren drohen, eine gründliche Religionskenntnis besonders not tut und daher für die religiöse Ausbildung der Jugend nie zuviel geschehen kann. Als die schönste und trostreichste Frucht des Religionsunterrichtes darf wohl die Bekehrung von drei Knaben griechisch-schismatischer Konfession angesehen werden, welche das Schisma abschwuren und bedingungsweise wiedergetauft wurden, doch erst, nachdem sie unter Überwindung großer Schwierigkeiten von ihren widerstrebenden Eltern die Einwilligung zum Übertritt in die katholische Kirche erlangt hatten. Dasselbe war bei zwei Mädchen der Fall, welche beide in großjährigem Alter stehen und vor kurzer Zeit ebenfalls das Schisma abschwuren. Diese von Zeit zu Zeit erfolgenden Bekehrungen zur katholischen Religion zeigen besser als alles andere, wie sehr letztere in Heluan in Achtung steht und daß das Missionswerk, wenn auch langsam, doch stetig fortschreitet.

Schon lange trug sich der Ortspfarrer, Hochw. P. Giacomelli, mit dem Gedanken herum, ein Knabenpensionat zu gründen, da schon manche auswärtige Katholiken den Wunsch geäußert hatten, daß ihre Söhne im Hause der Missionäre ein Unterkommen erlangen möchten. Doch wie ließen sich die dazu notwendigen Geldmittel beschaffen? Im letzten Winter wurde auch diese heikle Frage in glücklicher Weise gelöst. Es wurde nämlich, wie dies schon früher bei ähnlichen Anlässen geschehen, eine Lotterie zum Besten der Missionschule ausgeschrieben. Die Gemahlin des österreichisch-ungarischen diplomatischen Agenten Herrn L. von Velis erklärte sich freundlichst bereit, den Vorkitz bei der im Kasinoaale in Heluan

vorzunehmenden Ziehung der Lotterielose zu führen; ferner wurde ein musikalisches Konzert damit verbunden — dies mußte geschehen, um unter der vermöglichen Klasse der Bevölkerung Kairo's und Heluan's eine möglichst große Teilnahme an der Lotterie zu erzielen. Der Erfolg blieb nicht aus, ja übertraf alle Erwartungen. Die Beisteuer zum Besten der Missionschule betrug über hundert englische Pfund. Nun stand der Errichtung eines Pensionates kein Hindernis mehr im Wege. Nach langem Hin- und Herwägen erschien es am zweckmäßigsten, zunächst im Spielhause hinter dem Missionshause eine neue Schule zu bauen; dies konnte ohne großen Aufwand von Zeit und Geld geschehen, da die den untern Teil des Hauses umgebende Mauer für den Neubau benützt werden konnte. In der Tat stand bereits nach wenigen Wochen die neue Schule mit vier luftigen, geräumigen Lokalen fix und fertig da. Wenige bauliche Veränderungen genügten, um die früheren Schulräume des Missionshauses in ein Pensionat umzuwandeln, ohne dadurch die Wohnungen der Missionäre irgendwie einzuschränken. Nun zählt das Pensionat bereits 30 Zöglinge, welche unter fortwährender Aufsicht eines Laienbruders unserer Mission stehen, gegen Zahlung eines entsprechenden Pensionspreises verpflegt und in echt christlichem Geiste erzogen werden.

Die schön bemalte, mit einem hohen, in der Wüste weithin sichtbaren Glockenturm versehene Pfarrkirche besitzt nun auch eine Kanzel, von welcher das Wort Gottes regelmäßig an Sonn- und Feiertagen abwechselnd von den beiden dortigen Patres in italienischer Sprache verkündigt wird. Neuerdings wurde die Kirche noch um eine andere Zierde bereichert, indem die hinter dem Hochaltare befindliche Apfisis neu bemalt wurde, so daß das auf Steinwand gemalte und der Apfisis eingefügte Bild der heiligen Familie, der die Kirche geweiht ist, sich nun in schöner, wirkungsvoller Harmonie dem Auge des Beschauers darstellt. Auch den letzten Winter hindurch war die Kirche regelmäßig an Sonn- und Feiertagen mit Andächtigen gefüllt, besonders an den Sonntagen der Fastenzeit, wo von einem auswärtigen Prediger ein Zyklus von Fastenpredigten in französischer Sprache gehalten wurde.

Die diesjährige Fronleichnamtsfeier nahm in gewohnter Weise ihren glänzenden Verlauf. Viel Volk war aus Kairo und Umgebung zur Beteiligung an der Prozession herbeigeieilt, darunter auch die Negerknaben unserer Kolonie in Gesira, welchen der Ortspfarrer Freibillette für die Eisenbahnfahrt nach Heluan erwirkt hatte. Dieselben schritten in ihren weißen, mit einem roten Gürtel befestigten Raftanen an der

Spitze der Prozeſſion, dicht hinter dem Kreuzträger einher und ſangen abwechſelnd mit den Schulkindern lateiniſche Lieder zu Ehren des heiligſten Sakramentes. Ihnen folgte die Herz Jeſu-Bruderschaft und der Verein der Marienkinder, deren Mitglieder an den Skapulieren, die ſie offen über ihren Kleidern zur Schau trugen, ſchon von weitem erkennbar waren. Auch war der Welt- und Ordensklerus von Kairo zahlreich erſchienen. Die ſtattliche Reihe der vor dem Baldachin einherſchreitenden und mit koſt-

baren Paramenten bekleideten Prieſter machte einen imponanten Eindruck. Einen lieblichen Anblick gewährte eine Abtheilung kleiner Mädchen, welche, in blendendes Weiß gekleidet, ihre mit Blumenblättern gefüllten Körbchen trugen und damit den Weg beſtreuten, auf dem der göttliche Kinderfreund einherzog. Durch ihre freudeſtrahlenden Geſichter gaben ſie jedem zu erkennen, wie ſie ſich glücklich ſchätzten, denſelben in dieſer Weiſe ehren zu können. Das Allerheiligſte wurde vom Obern der Lyoner Miſſions-



Helwan.

geſellſchaft in Kairo, der zugleich das Amt des Apoſtol. Präſekten von Unterägypten bekleidet, getragen, während zwei Prieſter demſelben aſſiſtierten und vier angeſehene Katholiken der Pfarrei, welche in Schwarz gekleidet und mit hellfarbigen, um die Schulter geſchlungenen Schärpen verſehen waren, den Baldachin trugen. Hinter dieſem ſchritt der öſterreichiſch-ungariſche Generalkonſul und diplomatiſche Agent Sr. Apoſtol. Majestät, Herr L. von Belies, mit dem Konſulatsperſonal in Uniform. Den Schluß bildete eine Menge von Andächtigen, welche den Roſenfranz beteten. Zu beiden Seiten der

ſchön geſchmückten und reich beflaggten Straßen welche die Prozeſſion paſſierte, drängte ſich auf dem Trottoir eine Menge von Mohammedanern und Andersgläubigen, welche die Prozeſſion von Anfang bis zu Ende begleiteten und mit wachsender Neugierde jede Abtheilung betrachteten, ohne jedoch die Feier in irgend einer Weiſe zu ſtören. Eine Schar von Poliziſten ging zur Aufrechterhaltung der Ordnung neben der Volksmenge auf und ab. Die Sonne ſtrahlte unterdeſſen am hellblauen Himmel und küßte ohne Unterlaß die Wüſtenerde, auf welcher der in Brotsgeſtalt verborgene Welterlöſer im

Triumphe einherzog. Der Segen mit dem hochwürdigsten Gute wurde an drei außerhalb der Kirche errichteten und würdig geschmückten Altären erteilt und jedesmal ertönten die Glocken und trugen mit ihren hellen Stimmen die Kunde von der Feier weit in die Wüste hinein. Die Prozession schloß

mit einem feierlichen Te Deum und Segen in der Kirche.

Wir dürfen gewiß hoffen, daß diese erhebende Feierlichkeit die Katholiken in ihrer Anhänglichkeit an die Kirche gefestigt habe und auch den Nichtkatholiken in heilsamer Erinnerung bleiben werde.

Muselmännische Totengebräuche.

Von P. Anten Ceppani, S. d. h. S.

Wenn sich unter den Gebräuchen und Seltsamkeiten eines so berühmten Landes, wie es Ägypten ist — es darf ja nunmehr das arabische Land mit Vorzug genannt werden — sehr viele befinden, die in besonderer Weise die lebhafteste Neugierde des Europäers erregen, so gilt dies unstreitig doch am meisten von jenen Eigentümlichkeiten, welche zusammen die Ceremonien dieser Araber hinsichtlich ihrer Toten ausmachen und zwar vom Augenblicke des Hinscheidens an bis zum Ende der vierzigstägigen Trauerzeit.

Da die Verehrung und Zuneigung für die Dahingegangenen eines der lebhaftesten Gefühle ist bei allen Völkern, mögen sie nun zivilisiert oder Barbaren sein und da ferner der Totenkult seine hervorragende Bedeutung erlangt, wenn man ein Volk nach seinem Charakter und seiner Religion auffassen will, so bin ich mehr als überzeugt, daß einige Worte über diesen Gegenstand nicht ohne Interesse für unsere freundlichen und geneigten Leser sein werden, wenn ich auch nicht die psychologische Auseinandersetzung der einzelnen Vorgänge anfüge. Sie werden auch so immer besser das kennen lernen, was davon in diesem muselmännischen Lande umgeht, sowie die törichte Religion, welche dieses Land der Heiligen besudelt und herabgebracht hat, nachdem ihnen unglücklicherweise das kostbare und edle Erbe des christlichen Glaubens entrisen war.

Um nun ein wenig weiter auszugreifen, so muß man wissen, daß hinsichtlich der Krankheiten, mögen sie einen tödlichen Ausgang nehmen oder nicht, ein starker fatalistischer Glaube herrscht — das eigentümliche Gepräge all derer, die kein anderes Licht haben als jenes, welches der Koran um sich verbreitet.

Kommt eine Krankheit, so ist es Gott, welcher sie

schickt. Soweit sind wir einig. Die zweiten Ursachen sind abhängig von Gott, dem höchsten Lenker und Erhalter der natürlichen Ordnung. Es fällt ja kein Blatt vom Baume, wenn es Gott nicht will. Der Muselman sagt nun aber: „Kommt die Krankheit von Gott, so rede man auch nicht von einem Arzte. Gott ist der große Arzt. Wenn er will, so wird der Kranke wiederum gefunden, wenn nicht, dann wird er eben in den Schoß des Propheten gehen, um sich der Schönheit des Paradieses zu erfreuen.“

Es steht unzweifelhaft fest, daß der Einfluß des europäischen Elementes, der schon tausenderlei Dinge geändert hat und noch fortwährend ändert, bereits auch das Vertrauen in die Ärzte und deren Kunst aufkommen ließ, zumal in den gebildeteren Klassen des Volkes, aber es ist ebenso sicher, daß es noch gar viele gibt, die sich lieber lebendig verbrennen ließen, als daß sie einen Arzt rufen würden. Gott ist der große Arzt. Er hat die Krankheit geschickt. Er wird sie auch heilen.

Geradeso verhält es sich auch, wenn an dem Feste, das auf den Ramadan folgt oder an den übrigen während des Jahres nicht wenige durch die schauerhaften Unmengen Fleisches oder gewisser eigenartiger Süßigkeiten, die vielleicht für den Magen einer Gule taugen, sich (listigerweise) starke Verdauungsbeschwerden zuziehen. Die bemitleidenswerten Menschen setzen dann ihre ganze Hoffnung auf Muhammed, der ihre Krankheit gewollt hat und wenn sie daran sterben, so werden sie als Märtyrer des Festes gelten, große Heilige und einer Moschee würdig sein.

Welch ein hübsches System, die Heiligen in den Himmel zu schicken auf die Sonnenhöhe des Ruhmes!

Wenn jene wenigen und elementaren Heilmittel,

welche das einfache Volk in Anwendung bringt, wie gewöhnliches in Wasser aufgelöstes Salz oder irgend eine von einem großen Heiligen abgekochte Brühe ihre Wirkungen nicht mehr tun und der Kranke dadurch in die höchste Todesgefahr kommt, so beginnt man die Totenklage. Geht man dann nahe am Hause des Kranken vorüber, so kann man leicht ein gewisses ganz eigentümliches Seufzen hören. Es ist so ganz ohne Lärm, ohne Seltsamkeit, so bezeichnend und ausdrucksvoll, im Tone der zärtlichsten Klage, daß es in Wirklichkeit die lebhafteste Teilnahme erweckt.

Pocht dann der Tod immer ungestümer an die Pforte, so macht der Kranke, falls er ein Familienoberhaupt ist, unter Einhaltung der gesetzlichen Formalitäten sein Testament. Er gibt seine letzten Ermahnungen besonders der Frau. Sind auch kleine Kinder vorhanden, so bittet er die Mutter, doch nicht eher einen andern Mann zu heiraten, als bis sie die Kleinen großgezogen hätte.

Es ist hier nicht ohne Interesse zu bemerken, daß auch bei den Muselmännern Frauen sich finden, die sich nach dem Tode des Mannes nicht mehr verheiraten. Solche hüten sich dann mit einer wahren Angstlichkeit davor, daß sie ja keinem andern Manne in das Gesicht schauen, aus Furcht, sie möchten das Mißfallen des Toten erregen, der unter der Erde ruht und den „bösen Blick“¹⁾ sich zuziehen mit all seinen traurigen Folgen.

Ist nun der gute Mann gestorben, gerufen von Muhammed zum Genuße des Paradieses, so erscheint auf der Bildfläche auch der Vertreter der Religion. Es ist dies ein Mann aus dem Kollegium derjenigen, welche in der Moschee die Lehre des Koran auseinandersetzen. Arabisch heißt er Saiedna, was ungefähr soviel bedeutet, wie unser Herr. Nachdem der Arzt von der Polizei seine Aufnahmen gemacht hat, bringt sodann der Saiedna den Leichnam auf ein Gestell, das aus einfachen Holzbrettern besteht und wäscht ihn von Kopf bis zu Fuß mit all der Sorgfalt, welche eine Handlung erfordert, der die Muselmänner die größte Wichtigkeit beilegen. In Wirklichkeit reinigt man mit einer solchen Waschung die Seele des Verstorbenen, woraus der geneigte Leser wohl sich einbilden kann, welche gute Bürsten und noch bessere Seifen notwendig sind, um bestimmte Arten von Gewissen wenn auch mit der größten Mühe noch einigermaßen anständig zu machen!

Für den Muselman, der mit einem dreifachen Untertauchen soviel Sünden wegspült, hat das Wasser eine außerordentliche Macht und wer sich

gut die Haut wäscht, bekommt ein umso reineres Gewissen.

Wenn man mit dieser frommen Waschung zu Ende ist, so werden dem Toten die Ohren verstopft, um dadurch den widrigen Ausdünstungen vorzubeugen. Dann zieht ihn der Saiedna das Totengewand an, oder sagen wir besser, er umwickelt ihn mit eigens zu diesem Zweck vorhergesehenen Zeugstücken — und dies ein-, zwei-, drei-, ja sogar viermal; je nach dem Wohlstand der Familie, auch mit einem Aufwand von Seide und Samt in demselben Verhältnisse. Ein jedes Stück des Stoffes ist in einfacher Weise auf der Vorderseite von oben bis unten zusammengenäht und hat so das Aussehen eines Sackes. Man läßt ihn über Kopf und Füße etwa 20 Zentimeter hervorstehen und bindet jedes der beiden Enden mit einer Schnur zusammen. Das ganze sieht aus wie ein Sack, der keinen Boden hat und oben und unten zusammengebunden ist. Drinnen steckt der Tote. Damit das Gesicht freiliege, macht man in den Sack eine kleine Öffnung. Im Fall einer Notwendigkeit läßt man den Toten durch Mund und Nase ausdünsten. Der Leichnam wird sodann auf eine zweite Tragbahre aufgestellt, sodas er von Freunden und Bekannten besucht werden kann. Zur gelegenen Stunde wird er hernach auf den Friedhof gebracht.

Während alle diese Verrichtungen vorgenommen werden, erhebt sich draußen vor dem Hause das feierliche Wehklagen um den Heimgegangenen.

Gewöhnlich errichtet man eine Art Zelt mit Vorhängen oder man sichtet eine Reihe Bänke aufeinander, die eine über die andere gleich einer Mauer. Diese Vorrichtung ist aber immer im Begriff, auf den nächstbesten Unglücklichen, der etwa vorübergeht, herabzustürzen, falls er durch irgendwelchen Zufall an der entgegenstehenden Seite anstoßen sollte. In diesem so hergestellten Zelte, das, so gut es eben geht, Schutz bietet vor Sonne und profanen Augen, laufen die Weiber aus der Nachbarschaft zusammen und wetteifern förmlich darin, ihr Beileid mit allen nur möglichen Auffälligkeiten an den Tag zu legen.

Ich verschwende nicht viel Worte, um darauf hinzuweisen, daß diese Trauer-Kundgebungen der Frauen, vielleicht die dem Toten am nächststehenden angenommen, nur leere Erdichtungen sind, indem Lachen, Scherzen und manchmal sogar Kaufereien mit dem Wehklagen und Jammern abwechseln. In einem Kreise auf die Erde niedergekauert, sucht sich eine Jede das bequemste Plätzchen und die angenehmste Stellung aus und strengt sich nun an, mit dem Aufwand aller Kraft zu heulen, zu lärmern, zu seufzen mit den leidensvollsten Tönen, ja läßt sogar

¹⁾ Vgl. „Stern der Neger“, Jahrg. I. 1898, S. 128 ff.

die eine oder andere Tränen auf den Wimpern erglänzen.

In einem bestimmten Augenblicke erhebt sich eine der Klagefrauen — es ist dies eine nahe Verwandte des Dahingefahrenen — und begibt sich in die Mitte des Kreises. Sie beginnt zu tanzen, indem sie sich beständig auf derselben Stelle um sich selbst dreht und dabei den ganzen Körper konvulsivisch verzerrt. Bei jeder Wendung schlägt sie die Hände zuerst auf die Wangen und dann zwischen sie in einem Schlage und zwar so, daß sie die Hände mit einem zischenden Geräusch auf den Wangen vorwärts gleiten läßt, bis sie aneinander schlagen.

Nunmehr wird von der Tänzerin ein Refrain angestimmt, worauf alle die andern sich erheben und im Chor auf den Refrain antworten, indem sie nun ebenfalls sich im Kreise herumdrehen, um die Furie in der Mitte, welche in einemfort tanzend sich wie besessen herumwirbelt.

Ich sage Furie, denn oft schlägt man mit solcher Heftigkeit auf die armen Wangen, daß diese davon ganz blau werden und eine ziemliche Menge Blut herausfließt. Ein solch unsinniges Benehmen soll nämlich den besten Beweis des höchsten Beileids an den Tag legen und versetzt die Rasende unter die Heldinnen der Nächstenliebe.

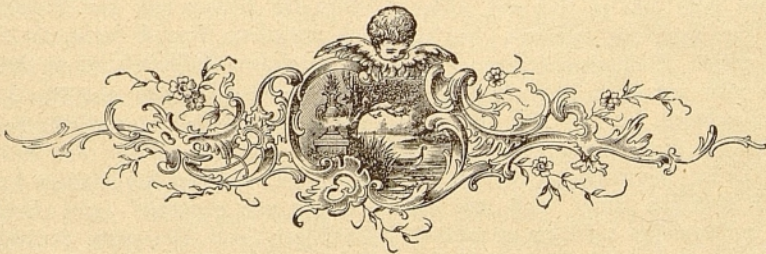
Während sie sich dann herumdreht und singt, beschmiert sie mit Erde und Schmutz das Gesicht, indem sie wirklich in vollem Ernste das ganze Antlitz einreibt, ebenso den Kopf und die wirr aufgelösten Haare, welche sie wie wütend zerzaust und herausreißt.

So macht sie mit ihren schnaubenden und von den wilden Umdrehungen des Tanzes betäubten Ge-

fährtinnen einen wahren Höllenlärm, bis die Heze in der Mitte nicht mehr weiter kann, da die Lunge, die Kehle, die Arme und die Beine den Dienst versagen und sie auf ihren alten Platz zurückkehrt. Nun beginnen wiederum die Triller, das Geseufze, die Klagen, welche durch den Tanz unterbrochen wurden.

Anrufungen, Jammern, Ausrufe folgen aufeinander. Da gibt es etwelche für jeden Geschmack. „Warum verläßt du mich, meine Liebe? Du warst gut; du tröstetest uns! Du warst geliebt; du besahest viel Geld und gabst es den Armen; du warst unser rechter Arm und jetzt gehst du von hinnen und lässest uns allein. Wir werden die Tür des Hauses öffnen und du wirst nicht mehr eintreten; wir werden dich suchen, aber du wirst nicht darin sein; wir werden in die Höhe schauen, aber wir werden dich nicht mehr sehen. Wie werden wir ohne dich leben können? Wer wird unsere Freude, unser Trost sein?“ — „Warum verlässest du mich, o Auge meines Hauptes, o Seele meiner Seele? Bleibe hier, o mein Bruder und ich werde mit dir wandeln. Ach, warum bin nicht ich gestorben, auf daß du lebtest und alle glücklich wären über dich!“

Haben sie sich ein wenig ausgeschnauft und ausgeruht, so begibt sich eine andere aus der Gruppe in die Mitte und das oben beschriebene Schauspiel beginnt von neuem. Inzwischen kommt die Stunde, wo die Leiche auf den Totenacker übertragen wird. Aber um den geehrten Leser nicht zu ermüden, halte ich hier ein, indem ich es mir auf das nächstmal verspare, ihn bei jenen Vorgängen zu begleiten, welche auch interessanter und komischer sind und die im eigentlichen Sinne Leichenbegängnis heißen.





Der selige Petrus Kanisius.

(Schluß.)

Eine der ersten Früchte der traurigen, religiösen Wirren der lutherischen Zeit war der allmähliche Verfall der Schulen. Überall suchten die Irrlehrer Eingang zu finden und da es in jener Zeit eben gar manche Lehrer gab, die nur auf einen günstigen Augenblick zu warten schienen, um den Schafspelz abzuwerfen und offen gegen die alte, heilige Religion aufzutreten, so sanken in ganz kurzer Zeit manche früher blühende Bildungsstätten in geistige Ruinen nieder. Und so auch die blühende Hochschule von Ingolstadt. Herzog Wilhelm IV. von Bayern hatte dies mit Schmerzen wahrgenommen. Umsonst jedoch hatte er sich bemüht, tüchtige Lehrkräfte von anderen berühmten Universitäten zu gewinnen. So wandte er sich an den Papst und den General der Gesellschaft Jesu, um von ihr einige Professoren zu bekommen. Zugleich stellte er die Gründung eines vollständigen Kollegiums in Aussicht, das erste Anerbieten dieser Art auf deutschem Boden. Das wirkte. P. Salmeron und P. Le Jay wurden für Ingolstadt bestimmt. An ihrer Seite sollte auch Kanisius wirken, der schon nach einem Jahre von Sizilien zurückberufen worden war.

„Die Seele des P. Kanisius durchzog es wie eine Ahnung von der Bedeutung dieser Sendung. Er fühlte sich mächtig ergriffen.“ Am 2. September 1549 lag er zu Füßen des Papstes Paul III., um sich für die so wichtige Sendung nach Deutschland den Segen zu erbitten. Zwei Tage darauf legte er in die Hände des heiligen Ignazius die Professgelübde ab. Bei dieser Gelegenheit war es, daß ihm das hl. Herz Jesu erschien und ihn aufforderte, aus dieser Quelle Kraft und Mut zu schöpfen. So reifte Kanis gestärkt und ermutigt ab.

Wie wir schon gesehen, hatte er in Köln die

Studien nicht vollenden können; mitten in der Vorbereitung auf Erlangung der akademischen Grade war er abberufen worden. Daher wünschte Ignazius, daß sich die drei jungen Gelehrten in Bologna den Doktorgrad erwerben sollten. Am 2. Oktober 1549 fand das Examen statt. Am 24. Oktober erfolgte die Kreirung der neuen Doktoren durch den Kardinallegaten de Monte, den nachmaligen Papst Julius III., worauf sie nach Bayern abreisten. Nachdem sie zuerst beim Herzog und dem Kardinal Truchseß ihre Aufwartung gemacht, langten sie am 23. November in Ingolstadt an, wo sie von der Universität ehrenvoll aufgenommen wurden. Sie machten sich gleich an die Vorlesungen. Kanisius hielt außerdem regelmäßige Predigten für das Volk und lateinische Vorträge für Studenten und Professoren. Auch suchte er die besseren Schüler durch unentgeltlichen Privatunterricht zu gewinnen und so gelang es allmählich, die ganze Anstalt zu erneuern. Es war eine schwierige Arbeit. Die Zucht war arg gesunken, Kirchenbesuche und Empfang der Sakramente äußerst selten, über das Fasten spottete man nur. Die drei Patres meinten schon, es sei unmöglich, aus diesem schlechten Boden etwas Gutes herauszubringen. Aber aufopfernde Geduld vermag alles. Allmählich wuchs auch das Vertrauen der Professoren und Schüler zu den Patres und so ließ sich schon etwas machen. Noch mehr konnte Kanis ausrichten, als er im Jahr 1550 zum Rektor der Universität ernannt wurde. Unterdessen aber starb der Herzog. Sein guter Kanzler folgte ihm rasch ins Grab. Die Ratgeber des neuen Herzogs schienen von den früheren Versprechungen nichts wissen zu wollen. Dagegen stand König Ferdinand I. eben im Begriff, der Gesellschaft in Wien ein großes Kollegium zu gründen. So wurde denn am 28. Februar 1552 Kanis Befehl

erteilt, Ingolstadt mit Wien zu vertauschen.¹⁾ Die Abberufung war für Ingolstadt ein bedeutender Schaden, aber es tat auch in Wien recht not, das katholische Leben wieder soweit als möglich herzustellen. Der Geist der Auflehnung gegen die Kirche hatte auch hier völlig die Herrschaft gewonnen. Die Verachtung des Glaubens und der Kirchengebote waren die Losung des Tages. Manche der angesehensten Professoren hingen offen der neuen Lehre an. Im übrigen Oesterreich stand es kaum besser. 1551 wurde das neue Kolleg eröffnet. Drei Patres begannen die Vorlesungen; Kanisius hatte die Aufsicht über einige Gymnasialklassen.

Nebenbei hielt er regelmäßige Predigten und Katechismusunterricht und besuchte eifrig die Armen und Kranken. Besondere Sorgfalt wendete er den Gefängnissen zu. Wenige Monate nach seiner Ankunft mußte Kanis die Leitung des Kollegs und einen Lehrstuhl an der Universität übernehmen. Das hinderte jedoch seine seelsorglichen Arbeiten nicht. Während der Fastenzeit durcheilte er als apostolischer Prediger die ganze Provinz und schaffte in den zahlreichen verwaisten Pfarreien ungemein viel Gutes.

Unterdessen wurde Kanis zum Visitator der Universität ernannt. Auf seinen Vorschlag erließ jetzt Kaiser Ferdinand I. neue Universitätsstatuten. Überhaupt kam der Kaiser Kanis immer mit großem Vertrauen entgegen und manches Gute kam so auf den Rat des unermüdlchen Paters zustande. „Er bestärkte den Kaiser im Guten, ermutigte ihn bei Schwierigkeiten und öffnete ihm über manches die Augen. Insbesondere ist es ihm zu verdanken, daß Ferdinand auf die Gefahr aufmerksam wurde, in welcher sich sein Thronerbe Maximilian II. befand, in die neue Lehre verstrickt zu werden. Ein irrgläubiger Prediger hatte die Gunst des Prinzen gewonnen und weilte als Hofprediger in dessen unmittelbarer Nähe. Dieser wurde entlassen und dem Sohne machte der Kaiser ernste Vorstellungen.“

Nachdem Kanis noch in zwei anderen Kollegien unter Professoren und Schüler Ordnung und Zucht hergestellt hatte, wollte ihn Ferdinand mit aller Entschiedenheit auf den bischöflichen Stuhl von Wien erheben lassen. Kanis war darüber ganz unglücklich; alles was er konnte, wandte er an, diesen „Schlag“ von sich abzuwenden. Aber es war des Kaisers fester Wille. Dreimal griff dieser die Sache wieder auf, jedoch umsonst. Nur das eine erreichte er, daß

Kanis auf ein Jahr zum Administrator der weiten Diözese ernannt wurde.

All diese Anliegen genügten aber Kanis Eifer noch immer nicht. „Ganz Deutschland“ zu retten war sein begeistertes Streben. In Köln betrieb er die Errichtung eines Gymnasiums unter Leitung der Jesuiten, zu Rymwegen die Gründung eines Kollegs. Auch in Schlesien, Ungarn, Böhmen und namentlich in Polen plante er schon Kollegien. Als er im Jahre 1558 im Auftrage des Papstes nach Polen reisen mußte, erhielt er dort recht günstige Eindrücke vom Volke, was ihn in seinem Plane nur noch bestärken mußte.

Während so Kanis in Sehnsucht sich aufzehrte, seine und der Mitbrüder Kräfte zu vertausendfachen, hatte die Vorsehung selbst ein Mittel hiezu erfunden. Kanis sollte sich vertausendfachen, um in ganz Deutschland, ja in der ganzen Welt die reine Lehre zu verkünden und dies durch seinen Katechismus. Ein kurzes Handbuch der katholischen Religion, in welchem jedermann das Notwendige finden könne, war in jener Zeit ein dringendes Bedürfnis, zumal da die Irregläubigen selbst in noch katholischen Ländern massenhaft ihre Flugschriften verbreiteten, die im Volke nicht wenig Verwirrung anrichteten.

Der Katechismus war daher allen treuen Katholiken sehr willkommen. Der Kaiser schrieb ihn als einzig zulässig für alle seine Länder vor. So wurde er bald ein Volksbuch und blieb das auf Jahrhunderte. Zwar war er für Kanis eine Quelle endloser Schmähungen vonseiten der Neuerer, aber der Nutzen, der daraus erwuchs, war ihm überreiche Genugthuung. Über die Verbreitung des Buches schrieb 25 Jahre nach des Seligen Tode dessen Ordensbruder P. Noder: „Kanisius hat begonnen, in fast aller Völker Sprachen zu reden, in der deutschen, slavischen, italienischen, französischen, spanischen, polnischen, griechischen, böhmischen, englischen, schottischen, äthiopischen und, wie ich von meinen Mitbrüdern erfahren habe, auch in der indischen und japanischen, so daß man nicht mit Unrecht sagen konnte und noch heutzutage sagen kann, Kanisius sei der Lehrer fast aller Völker.“

Ein Jahr nach der Abfassung dieses Katechismus traf Kanis ein schwerer Schlag. Das Vertrauen, das er überall genoß, sein persönliches Ansehen, sowie seine Erfahrung und Geschäftsgewandtheit brachten es mit sich, daß man ihn bei allen wichtigen Angelegenheiten seines Ordens in Deutschland zuratezog. Auch die Gründung der Kollegien von Prag und Ingolstadt war das Werk seiner Sorgen und Mühen. Monatelang weilte er in Ingolstadt und Prag. Da war es auch, wo einst ein fanatischer

¹⁾ Zu gleicher Zeit wollte der Bischof von Eichstätt Kanis als Vertreter zum Konzil schicken; das Domkapitel von Straßburg wollte ihn als Domprediger; der treffliche Bischof Julius Pflug von Raumburg wollte ihn für seine Diözese haben.

Häretiker durch ein Fenster einen großen Stein nach Kanis schleuderte, als dieser gerade die hl. Messe las. Unter den angegebenen Umständen nun war es nicht zu verwundern, daß der Ordensgeneral Kanis zum Provinzial für Österreich, Böhmen, Bayern und ganz Oberdeutschland ernannte. Kanis war sehr bestürzt, aber gehorsam wie er war, nahm er die Würde an; die Bürde des Amtes hatte er ohnedies schon jahrelang getragen. Kaum 2 Wochen darauf starb der hl. Ignatius. Kanis war sein letztes Vermächtnis an Deutschland.

Kanis gab sich mit ganzem Herzen dem wichtigen Amte hin. 14 Jahre verwaltete er dasselbe mit unermüdlichem Eifer: Alle Jahre durchreiste er die ganze Provinz. Wo immer es irgendwelche Schwierigkeit, innere oder lokale, gab, war der gute Vater gleich bei der Hand, seinen Brüdern nach Kräften beizuspringen. Selbst mit Novizen und Scholastikern (Studierenden) blieb er beständig im Verkehr, um sie immer mehr und mehr in den Geist der Gesellschaft einzuführen. Er verlangte von jedem Sohne seines Ordens, daß er sich ganz und rückhaltlos für die Sache Gottes und der Kirche einsetze mit dem ganzen Aufgebot der Kräfte und vollem Verzicht auf sich selbst.

Zum Provinzialat kam noch ein „Nebenamt“, wie er es nannte, das ihm oft wie ein Felsblock vorkam, an dem er festgeschmiedet war. Er wurde nämlich zum Domprediger für Augsburg bestimmt. Einem Manne aber wie Kanis war es nicht genug, alle Sonn- und Feiertage zu predigen. „Ihm galt es, die Stadt zu erneuern.“ Was er für diese Stadt, die auch sein gewöhnlicher Sitz als Provinzial war, alles tat, zeigen die herrlichen Erfolge. Zu Anfang war die Stadt kaum noch zu $\frac{1}{10}$ katholisch und nach 7 Jahren standen sich die beiden Konfessionen an Zahl und Einfluß gleich. Der hl. Vater ließ ihm deshalb ein eigenes Breve zugehen, um ihm seine

Freude und Anerkennung auszudrücken. Kleinere Missionen hielt Kanis während dieser Zeit auch in Zabern, Straubing, im Stifte Ellwangen und in Würzburg.

Zur vollen Würdigung seines unermüdlichen Amtseifers mögen noch die Worte folgen, mit denen der Ordensgeneral Kanis die langersehnte Enthebung ankündigte: „Eine so große Geduld wie die, mit der Sie diese Bürde 14 Jahre getragen, ohne je unter den unausgesetzten Mühen der Ordensleitung die übrigen berufsmäßigen Arbeiten zu vernachlässigen, ein solcher Grad von Eifer, Sittenstrenge und Klugheit konnte wie meine Vorgänger so auch mich nur in überreichem Maße befriedigen und erbauen . . .“

In die Zeit dieser gesegneten Amtsführung fällt auch ein für Kanis bedeutungsvolles Ereignis, der Abschluß der großen Trienter Kirchenversammlung. Der glückliche Abschluß mußte aber erst schwer erkämpft werden. Der Kaiser, sonst ein gut katholischer Fürst, mischte sich in die kirchlichen Angelegenheiten ein und wollte den versammelten Vätern sogar Vorschriften machen, was sie zu Beschlüssen erheben sollten. So bestand schon große Gefahr, daß das Konzil abermals unverrichteter Sache auseinandergehen müsse. Indessen schickte der Papst zwei tüchtige Vertreter zum Kaiser



Der sel. Kanisius.

nach Jmsbruck. Kanis, der schon früher dort gewesen war, leistete diesen Männern die wichtigsten Dienste und bewirkte durch seinen Einfluß beim Kaiser, daß sich dieser in eine Besprechung mit dem Kardinal-Legaten Morone einließ. Es kam eine glückliche Einigung zustande und das Konzil konnte auch zu Ende geführt werden. Der Papst ließ sogleich den Generalvikar der Gesellschaft Jesu rufen, um den außerordentlichen Dienst, den Kanis der Kirche dadurch geleistet hat, rühmend anzuerkennen. Was half aber das Konzil, wenn die deutschen Fürsten dessen Beschlüsse nicht annahmen?

Es war eine große Frage, wer am geeignetsten sei, dieselben zur Annahme unzustimmen. Der Papst jedoch fand den rechten Mann; sein Blick fiel auf Kanis. War es doch Kanis, der mit den Fürsten im regsten Verkehr stand. An ihm hatten sie in den schwierigsten Angelegenheiten einen klarblickenden, offenen Ratgeber, wo es not tat, einen entschiedenen Mahner. Und getraute er sich etwas dem Kaiser oder dem Herzog von Bayern, den wichtigsten Stützen der Kirche in jener Zeit nicht persönlich zu sagen, so brachte er es durch Kardinal Truchseß an sie. Den geistlichen Fürsten aber sagte Kanis die Wahrheit immer ganz entschieden.

Auch ist es seinem gewichtigen Worte zuzuschreiben, daß Papst Gregor XIII. nach dem Mißlingen des Türkenunternehmens der Hebung der katholischen Kollegien und besonders des Kollegium Germanicum sein Hauptaugenmerk zuwendete. Selbst im höchsten Senate der Kirche nannte man in den Angelegenheiten, die Deutschland betrafen, den Namen Kanisius mit unbedingtem Vertrauen. So glückte ihm auch diese Sendung, soweit er sie ausführen konnte. Denn als der Papst starb, erlosch auch für Kanis die Sendung. Der folgende Papst wollte sie zwar erneuern, Kanis gelang es aber, derselben zu entkommen.

Die theologischen Wortführer der Neugläubigen wollten natürlich die Konzilsbeschlüsse nicht anerkennen. Sie gerieten aber mit ihrem Lehrgezänke in heillose Verwirrung. Daher versammelte sich in Magdeburg ein Bund von solchen Gelehrten, um im Vereine ein großes Geschichtswerk herauszugeben. Dasselbe sollte das von Anfang an stets wachsende Verderben der Kirche nachweisen und so ihre Lehre als die reine erscheinen lassen. Das Werk war nicht ohne ein gewisses Aufgebot von Wissenschaft geschrieben, dabei aber voll leidenschaftlicher Entstellung und Schmähungen und voll der albernsten Fabeln. Es erregte großes Aufsehen und drohte viel zu schaden. Daher wünschte Papst Pius V., diese Angriffe sollten zurückgewiesen werden. Wiederum fiel der Blick des hl. Vaters auf Kanis.

Dieser hatte sich schon vom Anfang an nebenbei mit der Schriftstellerei befaßt; so manche praktische, zeitgemäße Broschüre ging aus seiner Hand hervor; er schrieb zumeist für das Volk. Auch diesmal machte er sich gleich an die Arbeit. In 3 Bänden wollte er die Fälschungen der „Magdeburger Zenturiatoren“, wie sich jene Gelehrten nannten, nachweisen. Der erste handelt von der Person des hl. Johannes des Täufers, der zweite von der allerseeligsten Jungfrau Maria. Beide Werke wurden mit großem Beifall aufgenommen. Kardinal Hofius

meinte sogar, „noch nie habe jemand Maria mehr verherrlicht“. Das dritte Buch sollte über den hl. Petrus, den Grundstein der Kirche, handeln. Kanis hatte sich gerade recht in dasselbe hineingearbeitet, — er wohnte damals als Prediger in Innsbruck — als der Befehl kam, er solle das Werk lassen und sich der Seelsorge widmen. Das Opfer war schwer, aber auf Opfer war Kanisius immer gefaßt!

Bald darauf (Sommer 1580) rief ihn der Gehorsam nach Freiburg in der Schweiz, wo seiner eine schwere Arbeit harrte. Wie überall begann er auch hier mit Predigten und Christenlehren, besuchte die Spitäler und Gefängnisse und suchte besonders die Kinder und die studierende Jugend an sich zu ziehen. Auch errichtete er nach und nach mehrere marianische Kongregationen, die in kurzem recht erfreuliche Früchte brachten. So sah er bald sein apostolisches Wirken durch einen mächtigen Aufschwung des religiösen Lebens unter der Bevölkerung reich gelohnt. Immer mehr jedoch begannen ihn Krankheiten und Schwächen heimzuzufuchen. Er war zum gebückten Greis geworden, der mühsam auf seinen Stab gestützt dem Grabe entgegenwankt. Einmal noch sollte Kanis ganz als der apostolische Mann in den Vordergrund treten. Er setzte es nämlich durch, daß die gesamte Bürgerschaft der Stadt unter großer Feierlichkeit für sich und ihre Nachkommen das Gelöbniß ablegte, unverbrüchlich an der katholischen Kirche festzuhalten. Es war eine großartige und hinreißende katholische Kundgebung. Damit noch nicht zufrieden, durcheilte der greise Priester alle 80 Ortschaften des Kantons und bewog sie, dem schönen Beispiel der Stadt zu folgen. Im Frühjahr 1597 bezog Kanis das Krankenzimmer. Er hatte an einer schmerzlichen Wassersucht viel zu leiden. Der Greis nahm aber alles, was mit ihm geschah, mit Geduld und Ergebung hin und mit derselben Ruhe und Ergebung entschlief er am 21. Dezember 1597.

Auf die Kunde vom Hinscheiden des ehrwürdigen Vaters eilte das Volk in Scharen herbei. Es ehrte ihn unzweideutig als einen Auserwählten Gottes. Sein Grab in Freiburg verherrlichte Gott durch Wunder. Schon nach 25 Jahren begannen die Voruntersuchungen in Betreff der Seligsprechung, die im Jahr 1864 feierlich vollzogen wurde.

Ein Dreifaches verehren wir im seligen Kanisius: einen heiligen Apostel Deutschlands. Ja, Kanis war fürwahr ein Apostel. Unermüdet war er in seinen Arbeiten und im Streben, alles streng katholisch zu machen. Raft und Ruhe schien er nicht zu kennen. 56 große Reisen hatte er unter

nommen; siebenmal war er im Dienste der Kirche nach Rom, zweimal nach Trient gepilgert. Und die einzige Begünstigung, die er sich in den alten Tagen erbat, war die, daß er täglich einige Stunden mehr dem Gebete widmen durfte. Da machte er dann immer, auf seinen Stab gestützt, eine kleine Wallfahrt zu einer nahegelegenen Liebfrauentapelle und schön war es zu sehen, wie ihm da die Mütter ihre Kleinen brachten, auf daß er sie segne. Kanis war aber auch ein heiliger Apostel: Sein ganzes Denken und Streben war geleitet vom glühendsten Seeleneifer. Wie kindlich war sein Gehorsam, wie heroisch sein Opfermut!

P. Salmeron, dem er sich als einen „groben, ungeschlachten, schwerfälligen Deutschen“ vorgestellt hatte, nannte ihn vielmehr einen „wahren Germanen, einen Mann vom Scheitel bis zur Ferse mit vollendeter Tapferkeit ausgerüstet.“ Ein anderer schöner Zug an Kanis ist seine Liebe zu den Heiligen Gottes, besonders zur jungfräulichen Gottesmutter. Dafür hatte er aber auch das besondere Glück, mitten unter Heiligen zu leben. Kanisius ging bei Heiligen in die Schule, arbeitete Hand in Hand mit Heiligen und ist Führer geworden auf dem Heilswege für Heilige. Der selige Faber nimmt ihn in die Gesellschaft Jesu auf; der hl. Ignatius führt ihn weiter in den Geist ein und bürdet ihm später das Provinzialat auf, das ihm später wieder ein Heiliger, der hl. Franz Borjas abnimmt.

So manches hat Kanis mit dem hl. Papst Pius V. in Rom zu tun, wo er im letzten Jahre auch mit dem lebenswürdigen Apostel der Stadt, dem hl. Philipp Neri Bekanntschaft macht. So denn auch ganz natürlich mit dessen Schüler, dem heiligmäßigen

Kardinal Baronius. Ferner sehen wir Kanis in regem Briefwechsel mit dem hl. Kardinal Karl Borromäus und dem hl. Bischof Franz v. Sales. Kanisius wiederum ist es, der den Beruf des jugendlichen hl. Stanislaus Kostka prüft und diesen nach Rom sendet, wo er ein Jahr darauf auch bei dessen erbaulichem Tode weilt. Einem Auszuge des Katechismus fügte Kanis heilsame Belehrungen bei. Durch dieses und ein ähnliches Buch nun fühlt sich der junge Markgraf von Castiglione mächtig angeregt, in die Gesellschaft Jesu einzutreten; er folgt dem Ruf und wir verehren ihn jetzt als unseren hl. Aloisius v. Gonzaga.

So lebte und wirkte Kanisius und dies alles für Deutschland. Es wird schwer sein, es gebührend zu schätzen, was Kanis, „der Apostel Deutschlands, der Hammer der Ketzer“, wie ihn die Kirche nennt, für sein deutsches Vaterland getan, sowohl durch seinen Einfluß bei den Großen der Länder, als insbesondere durch sein Einwirken auf das gewöhnliche Volk. Kanisius war eben mit Herz und Sinn „ein Mann des Volkes“. Die Diensthofen, die Landleute, die Kinder, die Tagelöhner und Arbeiter, das waren die Bevorzugten seines apostolischen Wirkens. Dem Volke vor allem hat er wieder katholischen Sinn eingeflößt. Er liebte dieses Volk und rieb sich in seinem Dienste auf. Und gerade dadurch hat er zum guten Teil die katholische Sache in den Teilen Deutschlands, wo er wirkte, gerettet.

Und seien wir versichert, was Kanisius einst beim hl. Stuhle und seinen Obern war, das wird er auch jetzt in diesen trüben Zeiten beim Throne Gottes sein, der Anwalt der Deutschen.

Mission und Kultur.

(Fortsetzung.)

Suchet vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das übrige wird euch dann zugegeben werden. Dies ist der leitende Gedanke bei der Ausführung des christlichen Missionsprogrammes. Hat nun diese Mission überhaupt Beziehung zur Kunst, — wir fassen hier besonders die bildende ins Auge — so muß auch ihr günstiger oder nachteiliger Einfluß auf dieselbe nachzuweisen sein. Klar scheint wenigstens soviel zu sein, daß das Wirkender ersten Missionäre sich bei dem

damaligen Stand der Dinge besonders gegen die Kunst hätte richten müssen, wenn eben der von ihnen der Welt verkündete Geist an und für sich mit den Forderungen der Kunst im Widerstreite läge. Wenn aber das gegenseitige Band von Mission und Kunst nur schlaff und locker oder völlig lose verknüpft gewesen wäre, so möchten sich auch später nicht so leicht engere Beziehungen herausgebildet haben. Da aber die Kirchen- und Welt-Geschichte den Beweis erbringt, daß die Entwicklung der Kunst mit der des religiös-

gläubigen Bewußtseins der Völker Hand in Hand geht, so liegt offenbar hier der Schluß nahe, daß zwischen beiden nicht nur ein rein äußerlicher sondern auch notwendiger innerer Wechselverband vorhanden sein muß. Die heidnische Kunst kann hier trotz ihrer formellen Vollendung wenig in Betracht kommen, brachen doch die edelsten Geister des Altertums selbst über ihr den Stab. Dem wahren Christentum kann man allerdings nicht zur Last legen, daß es durch seine Kunst den Menschen in den Not gezogen habe, dafür wurde ihm aber schon oft eine feindselige Stellung gegen die Kunst zugeschrieben. Ist dieser Vorwurf begründet? Haben die Apostel und alle die anderen Missionäre, welche in kulturlosen Ländern das Reich Jesu Christi verkündet haben, der Kunstentwicklung einen Hemmschuh angelegt oder den im Volke ruhenden Kunstsinne geweckt und gefördert? Theoretische Aufstellungen helfen uns wenig. Man muß auch den Weg der Geschichte gehen. Wir haben, wie angedeutet, so gute Mittel, uns darüber zu vergewissern. Wir suchen uns klar zu werden über das Verhältnis der ersten Christen, die in kultivierten Ländern lebten, wo die Kunst ihre höchste Entfaltung erreicht hatte. Wir forschen nach dem Bestreben der Missionäre bei so genannten wilden Völkern, die von Kunstwerken überhaupt noch nichts besaßen. Für den ersten Fall wählen wir Rom und Griechenland, für den zweiten unser eigenes Vaterland.

Schon der alte griechische Philosoph Plato hat den notwendigen Zusammenhang der Wahrheit, Güte und Schönheit ausreichend klargelegt. „Das Schöne“, sagt er, „ist nur der Glanz des Wahren und Guten.“ Wir haben in der Skizze über Mission und Wissenschaft gesagt, bei wem die Wahrheit in ihrem ganzen Umfang zu finden ist. Wir dürfen daher jetzt schon schließen, daß die Apostel und Missionäre jener einzigartigen Anstalt den inneren Trieb nach dem Genuß der Schönheit nicht verdammen konnten. Freilich wer in der Kunst lediglich die Nachahmung der Natur sieht, insbesondere jener, deren eigentliches Wesen man mit der vornehm klingenden Phrase einer „gesunden Sinnlichkeit“ verschleiern möchte, das Christentum nur dagegen als jene Macht kennt welche mit der Lehre der irdischen Vergänglichkeit und dem Gebote der Abtötung der Natur den Krieg erklärt, der wird sich leicht einen unlöslichen Widerspruch herausdüsteln können.

Aber die Kunst ist eben mehr als Sklavenarbeit und Jesus Christus mehr als ein Sattia-Muni. Der Künstler will ein Ideal verwirklichen, er will die Unendlichkeit mit der Endlichkeit versöhnen, indem er in dieser den Schimmer des Göttlichen durchleuchten läßt. Der Christ soll allerdings der Natur absterben, aber dabei nicht die Weisheit des Lebens vergessen,

denn der Natur absterben heißt nicht die Natur vernichten, sondern vernünftig gebrauchen. Sich abtöden heißt nicht einen geistigen Selbstmord verüben, sondern alle Triebe des Herzens unter die Leitung der Vernunft stellen. Es ist also geradezu töricht, in diesem Punkte einen Gegensatz zwischen Kunst und Christentum finden zu wollen. Im Gegenteil. Gerade hierin liegt der tiefste Grund, warum die Kunst des Christentums am nächsten ihrem Ziele kam. Oder sagen wir lieber und richtiger die katholische Kunst, denn die reformatorische Lehre über die Erbsünde muß in ihren Forderungen auch alle wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen als Teufelswerk verdammen. Daß dies Gott Lob nicht immer geschehen ist, haben wir ihrer inneren Prinzipienlosigkeit zu verdanken.

„Die Lehre der alten Kirche über den Urzustand des Menschen, über den Sündenfall und dessen Folgen konnten niemals zu ähnlichen Vorstellungen führen. So lehrt die Kirche, daß die Erbsünde das Ebenbild des Schöpfers in der Kreatur geschädigt und verdunkelt hat; sie hielt aber andererseits stets daran fest, daß auch dem Gefallenen die Anlage zum Guten und zum Göttlichen geblieben und Gottes Ebenbild im Menschengesichte keineswegs völlig zerstört worden sei!) Die Ausbildung derselben in Kunst und Wissenschaft hatte darum ihren Platz im Rahmen des kirchlichen Dogmas. Was die Natur Gutes und Edles in den Herzen der Menschen bietet, was sie glänzendes und ideales in seinen Geist hineingelegt hat, das braucht nicht im Namen des christlichen Gesetzes niedergedrückt, verkümmert, geschwächt werden. Der Satz des großen scholastischen Lehrers, daß die Gnade die Natur nicht aufhebe, sondern erhebe und vollende (*gratia non destruit naturam, sed elevat et perficit*) ist die Überzeugung der gesamten alten Kirche und derjenigen des Katholizismus bis auf den heutigen Tag. Das ist der eigentliche und tiefste Grund, weshalb der Katholizismus auch ein positives Verhältnis zur bildenden Kunst haben kann, was dem Protestantismus, solange er der alte Symbolikgläubige blieb, nicht möglich war; erst dem durch Lessing begründeten, die Fesseln der symbolikgläubigen Theologie zersprengenden modernen Protestantismus war es gegeben, das „christliche Kunstwerk als etwas aus dem Geiste der Kirche notwendig hervorgehendes“

1) Es sei an dieser Stelle mit Nachdruck auch auf die Lehre großer katholischer Lehrer der Theologie aufmerksam gemacht, welche besagt, daß die Sünden den Menschen zwar seiner übernatürlichen Gaben beraubt und seiner Natur tiefe Wunden geschlagen haben, damit aber noch lange nicht behauptet werden wolle, es sei seine Natur in sich selber zum Guten schwächer geworden, als sie es vor dem Sündenfalle gewesen. Hingewiesen sei nur auf Bellarmin de *gratia primi hominis* c. 5. Anmerkung des Verfassers.

(Otte) zu erkennen. Der moderne Protestantismus hat sich dadurch ohne es zu wollen, der katholischen Auffassung ebenso genähert, wie darin, daß er fast in allen seinen wissenschaftlichen Vertretern die Solafideslehre seiner Begründer verlassen hat. (Kraus, Kunstgeschichte I. 60.)

Noch auf einen Umstand ließe sich hier hinweisen. Man hat schon oft geglaubt, das Christentum als die Religion der Weiblichkeit charakterisieren zu sollen (Lecky, Vischer), weil es nicht nur eine Lehre für Verstand und Vernunft, sondern vor allem für den Willen und das Herz ist. Wird die „echte Weiblichkeit“ mit ihrer leuchtenden Seite des empfänglichen und fühlenden Gemütes nicht einseitig verstanden, so kann sich auch der Katholik eine solche Ansicht ganz gut gefallen lassen. Für uns zumal hat es dann hier noch den Vorteil, eine Eigenschaft der Kunst anzudeuten. Die Kunst will nämlich weniger zum Verstandesprechen als zum Herzen; sie



Der hl. Magnus stiftet die Abtei Füssen. (Fest am 6. Sept.)

sucht auf das Gemüt zu wirken und die geschauten Wahrheit dort festzuhalten, sie strebt darnach, den Menschen auch als Menschen zu behandeln, d. h. weil er nun einmal ein sinnliches Wesen ist, auch diese seine Sinne zu einem solchen Zwecke zu gebrauchen. Vernünftigerweise könnte nun vom Standpunkt der rein weltlichen Kunst, die doch fast ganz in reizende Form aufgegangen ist, nur der Vorwurf gegen die Kirche erhoben werden, daß sie die Bedeutung des sinnlichen für die Vollendung der sittlichen und religiösen Aufgabe des Menschen nicht erfäßt, und darum auch diese Seite der Kunst weniger berücksichtigt habe. Allein dieser Vorwurf darf sich angesichts der glänzenden Ausstattung der Kirche, der großartigen Feier der Liturgie und des ganzen

prachtvollen Kultus der katholischen Religion überhaupt nicht ans Licht wagen. Im Gegenteil. Die Gegner der Kirche verkleiden sich in Engel des Lichtes und jammern nun über die schrankenlose Ausdehnung der Kunst innerhalb der Religion. „Die salbungsvollsten Seufzer über die Sinnlichkeit und Verweltlichung, welcher das Christentum unter den Händen der Kirche unterlegen sein soll, wechseln mit biblisch klingenden Kraftsprüchen über den Geist des Mittelalters, der sich angeblich Gottes Fluch selber aufgeladen, weil er Fleisch zu seinem Arme gemacht.“ (Weiß, Apologie III. 814.)

Nach all diesen Andeutungen kann aber jedenfalls die Annahme der Reformatoren, es habe zwischen Kunst und Religion ein unverföhnlicher Haß statt, als völlig unhaltbar erscheinen, vielmehr muß selbst der ungläubige Philosoph Schelling bekennen: „Der innige Bund, welcher Kunst und Religion vereint, die gänzliche Unmöglichkeit einerseits der ersten eine andere poetische Welt als innerhalb der Religion und durch die Religion zu geben, die Unmöglichkeit auf der anderen Seite, die letztere zu einer wahrhaft objektiven Erscheinung anders als durch die Kunst zu bringen, machen die wissenschaftliche Erkenntnis derselben im echt religiösen auch schon in dieser Beziehung zur Notwendigkeit.“

Indeß haben sich im Schoße der Kirche von Tertullian angefangen bis herauf zu Alban Stolz verschiedene Stimmen erhoben, welche eine mehr oder weniger günstige Stellung zur Kunst bekunden. Vornehmlich aber waren es die Äußerungen der frühesten Kirchenschriftsteller, die man aufgegriffen hat, um das bekannte Sprichwort des Kunsthasse der ersten Christen zu erhärten. Ließe sich das beweisen, dann

könnte man allerdings die großartige Pflege der Kunst auf dem Boden der Kirche als einen Abfall von der ursprünglichen Idee ansehen, dann könnte man allerdings schließen, daß die ersten christlichen Missionäre den Samen zu diesem Kunsthaß ausgestreut hätten. In Wirklichkeit lehrt jedoch die Geschichte das gerade Gegenteil. Kraus hat diesen Beweis in seiner meisterhaften Kunstgeschichte unanfechtbar gebracht. Er zeigt, wie wenig es mit den Aussetzungen eines Tertullian, Cusebius, Epiphanius, Asterius, Nilus und Augustinus auf sich hat; er zeigt, wie gerade diese Äußerungen die ausgedehnte Verwendung von Kunstgegenständen bei den ersten Christen voraussetzen. Er zeigt, wie andererseits die ersten Christen auch nicht planlos aus dem Heidentum die Kunst herübernahmen, sondern ihr nur eine vernünftige Anwendung zur Verehrung des allein wahren Gottes einräumten. Andererseits glaubte er aber schließen zu dürfen, „daß für die Christen der ältesten Zeit durchaus kein Grund vorlag, ihre Wohnungen, ihren Hausrat, ihren Schmuck, ihre Gräber nicht in derselben Weise künstlerisch auszugestalten und zu zieren, wie sie das von Hause aus gewohnt waren und wie uns das die Reste römischen Altertums in Anlagen zeigen, welche der Entstehungszeit der ältesten Katakomben nahestehen: in den Ruinen von Pompeji und Herkulanum, in denjenigen der palatinischen Gärten, der Cestiuspyramide, den Gräbern der Via Latina u. s. w. Die einzigen Rücksichten, welche sie hierbei leiten konnten und mußten, das waren einerseits die Fernhaltung all jener Darstellungen, welche mit der Lehre der Kirche und den guten Sitten der Gemeinde unvereinbar waren, und andererseits die Notwendigkeit in den dem Besucher der profanen heidnischen Bevölkerung und vielleicht auch der Inspektion des Pontifices und der Polizei hauptsächlich ausgesetzten Lokalitäten Bilder von positiv christlichem Inhalte zu vermeiden. Dementsprechend sehen wir z. B. in dem Coemeterium der hl. Domitilla die der Straße zugekehrte und Allen zugängliche Eingangshalle mit einer dekorativen Malerei versehen, welche sich in nichts von derjenigen profaner Gräber an der Via Latina unterscheidet; die Weinranken welche hier die Wände schmückten, konnten höchstens den Eingeweihten etwas mehr andeuten. Geht man aber aus diesem Vestibulum in die zu dem Innern der Nekropole führenden Gänge, so stößt man sofort auf Daniel zwischen den Löwen und andere symbolische Szenen, welche nur den Christen eigen waren. Man sieht aus dieser höchst lehrreichen Disposition, wie sich die christliche Kunst in ihrem frühesten Stadium entwickelt hat. Das dekorative System wird einfach so übernommen, wie man es in ganz Rom gewohnt war. Sofort geht man aber da,

wo es ohne große Gefahr geschehen kann, zu biblisch-symbolischen Darstellungen über, welche als die früheste Inkarnation des christlichen Geistes auf dem Gebiete der Kunst zu betrachten sind. Einige dieser Allegorien haben einen sepulkralen Charakter, d. h. sie beziehen sich auf die Gedanken, welche diese Stätten des Todes und des Grabes nahelegen; andere dienen den einzelnen wie der Gemeinde als Aufmunterung und Erhebung im Kampfe dieses Lebens und unter dem Druck der Verfolgung; es treten allmählich Szenen hinzu, welche gewisse Lesestücke der Liturgi illustrieren. All diese Darstellungen sind zunächst rein symbolisch-allegorischen Charakters. Erst gegen Mitte des 3. Jahrhunderts scheinen biblische Szenen nach ihrem historischen Charakter aufgefaßt, und selbst Szenen aus der Geschichte der Kirche aufzukommen. Noch später erscheinen die ikonographischen Sujets. Mit dem Siege Konstantins und der Freigebung der Kirche entfallen zum großen Teil die Gründe, welche dieser die Arzandisciplin und ihrer Kunst den vorwaltend symbolischen Charakter aufgedrückt haben; die Darstellungen nehmen jetzt einen spezifisch historischen Charakter an, sie meinen das eigentlich, was sie vorstellen, und seit Ende des 4. Jahrhunderts entwickeln sich allmählig die großen Bildercyklen, welche wie aufgeschlagene Bilder jenem Zweck der Erbauung und Belehrung dienen, welcher übrigens, wenn auch weniger klar heraustretend, zu keiner Zeit auch den vorkonstantinischen Katakomben gefehlt hat. Zu den Typen, welche die ersten Jahrhunderte geschaffen, treten neue hinzu, der Bilderkreis erweitert sich zwischen dem 4. und 6. Jahrhundert wesentlich und gestaltet sich zu jener Grundlage christlicher Ikonographie, von der sich das Mittelalter niemals gänzlich entfernt hat.“

Um diesen Forderungen auszuweichen, ließe sich allenfalls noch der Einwand erheben, die ersten Christen hätten eben nur mechanisch die heidnische Kunst in der neuen Religion mit herübergenommen unter Fortlassung alles ihrem Religionsystem widersprechenden. Allein dem steht einmal die erwiesene Selbständigkeit auch der frühesten christlichen Künstler entgegen, sodann die Tatsache, daß ein leerer Mechanismus sich niemals zu einem lebensvollen Organismus hätte entfalten können, wie er (namentlich) in der späteren nationalen Kunst des romanischen und gothischen Baustiles zutage trat. Vor allem aber wäre es rein undenkbar, wie die Mönche, welche in der ersten Hälfte des Mittelalters als Missionäre die kulturlosen Wälder unserer nordischen Heimat durchzogen, eine solche Sorgfalt und Mühe auf die Herstellung von Kunstgegenständen aller Art verwandten, wenn sie in der Kunst nicht eine große Förderin und Bundesgenossin ihrer religiösen Bestrebungen gesehen hätten.

Es ist zwar im großen und ganzen richtig, daß der kräftige, lebensvolle und saftreiche Wildling, Germane genannt, der rechte Stock war, dem der göttliche Keim für die edelsten Früchte eingepflanzt werden konnte! (Arndt) Aber daß dieser neugepflanzte Stock selbständige, seinem innersten Mark entsprossene Blüten und Früchte künstlerischer Natur zu treiben vermochte, dazu bedurfte es jahrhundertelanger Vorbereitung. Die Jahre der Kindheit müssen vorüber sein, ehe unsere Phantasie auf dem Gebiete des Schönen selbstständig zu schaffen und zu gestalten im Stande ist. (Kraus.)

Es liegt auf der Hand, daß diese Vorbereitung ein hartes Stück Arbeit erforderte. Man muß an die Vandalen, Gothen, Franken, Longobarden, Bavenen, Sachsen und die Horden eines Hengist und Horsa denken, um sich eine Vorstellung von diesen „Bildlingen“ machen zu können. Und doch, kaum sind wenige Jahrhunderte vorüber, so marschieren — wenn es erlaubt ist, einen bekannten Ausdruck zu gebrauchen, — diese Germanen an der Spitze der Zivilisation Europas. Und wer hat diese Umwandlung vollzogen? Rom war es, das vielgemähte Rom der Päpste. Wir sehen hier gänzlich ab von dem Umschwung der bei den Germanen links des Rheines und jenseits der Alpen vor sich gegangen ist, aber drüben in England erhielten jene wilden Angelsachsen, die nachmals Deutschland missionierten, ebenfalls von Rom aus Kultur und Kunst. Und wie wunderbar einten sich hier Glaube und Poesie, Religion und Kunst. „Das junge Volk der Angelsachsen hatte das Geheimnis des Kreuzes in sich aufgenommen, seine Phantasie ward davon rasch befruchtet, und sofort ergießt sich ein weites, doppeltes Rom poetischen Schaffens: den einen sehen wir in Rüdmons¹⁾ Dichtung, den andern in dem plastischen Werke dessen, der das Ruthwall²⁾ Kreuz auf die Höhen Northumbriens hingestellt hat.“ Freilich stand diese Kunst noch lange nicht auf der Sonnenhöhe; aber sie war, was sie damals überhaupt sein konnte. Und als die Missionäre der neubekehrten „Insel der Heiligen“ in die dunklen Wälder des eigentlichen Germaniens das Siegeszeichen der Religion Jesu Christi trugen, sproßten auch hier unter ihren Füßen die lieblichen Blumen der Kunst hervor.³⁾ Wenn die Kunst, die wir eben kurz berührt, als Ausdruck einer idealen Schönheit, als Vermählung zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit an und für sich

schon in einem innigen Verhältnis zur Religion steht, so müßte sich diese Eigenschaft bei diesen deutschen Missionären umsomehr offenbaren, da sie fast ausnahmslos dem Benediktinerorden angehörten.

„Die Regel des hl. Benedikt spricht schon in ihrem 57. Kapitel von Künstlern im Orden, denen sie das Gebot äußerster Bescheidenheit und Selbstlosigkeit auferlegt. Die Stelle ist von der größten Wichtigkeit, weil sie die frühzeitige Beziehung des Ordens zur Kunstwelt bezeugt. Bald nach Benedikt sehen wir Cassiodor, den man fast den zweiten Begründer des Benediktinerordens nennen könnte, ohne daß er ihm selbst angehörte, in den von ihm angelegten kalabrischen Klöstern Ateliers für das Kopieren und Ausmalen der Handschriften und für Maler einrichten. Von da ab beginnt die unabhsehbare Reihe von Kalligraphen, Illuminatoren, Malern, Sculptoren und Architekten, welche der Orden stellte, und deren Genie und Fleiß nicht bloß dieser, sondern alle Kreise der Gesellschaft vom 7.—12. Jahrhundert den größten Teil ihres Kunstbesitzes danken. Die großen Zentren benediktinischen Lebens in Italien, Montecassino, im alamanischen Gebiete St. Gallen und Reichenau, später Hirfau und Fulda, in Frankreich Cluny, in England York, Canterbury u. s. f. wuchsen auf zu Mittelpunkten der Kunst. Aber der Mönch arbeitete nicht bloß mit dem Kopf, auch seine Hand war im Dienste der Kunst mit unermüdlicher Aufopferung tätig. Der Mönch schuf den Plan eines Werkes, aber er führte ihn auch mit eigener Hand aus. Psalmen singend besorgte er die mühsamsten und herbsten Arbeiten und legte sein Werkzeug nur nieder um zum Altar zu treten, oder an dem Offizium des Chores teilzunehmen. Die vornehmsten Personen des Ordens, selbst die fürstlichen Äbte scheuten sich nicht, Steine herbeizuschleppen und Blöcke zu behauen. Als das Kloster zu Bec 1033 erbaut wurde, welches der Kirche den Vater der Scholastik schenken sollte, trug der Gründer und Abt Herluin Sand und Mörtel herbei wie der geringste Maurergeselle. Der reiche und vornehme Ranonikus von Lüttich, Hezelo ward Mönch in Cluny, um bei der von Hugo begründeten großen Kirche der Abtei Cömentarius — als Maurermeister zu arbeiten. Der Graf Friedrich von Verdun, welcher Mönch in S.-Vannes geworden war, grub um 1000 die Fundamente des neuen Schlafhauses mit eigenen Händen aus. Dabei ist die Mannigfaltigkeit der Talente und der Ausbildung bewundernswert, welche vielen Künstlern unter diesen Mönchen nachzurühnen war. Von Tuttilo von St. Gallen meldet Ekkehard, er sei als Maler, Bildhauer, Baumeister, dabei als Grammatiker, Dichter und Lehrer ausgezeichnet gewesen. Der Abt Mannius von Evesham in England wird ebenso als Maler,

¹⁾ Der erste christliche Dichter des germanischen Volkes.

²⁾ Ein großes Feldkreuz, auf welchem Rüdmons Ode in Runenschrift eingemeißelt ist.

³⁾ Wir haben schon zu verschiedenenmalen darauf hingewiesen. Erinnert sei nur an den hl. Bonifazius, Gründung des Klosters „Fulda“.

Musiker, Kalligraph und Goldschmied gerühmt. Fulco, der Präztor im St. Hubertsloster in den Ardennen, war Architekt und Miniaturmaler, und es wird ausdrücklich von ihm hervorgehoben, daß er sich ebenso auf die Kunst des Steinmetzen, als auf die des Zimmermanns verstand. Unser alamannischer Chronist, Herman der Lahme auf der Reichenau, glänzte nicht bloß als Schriftsteller, Dichter, Musiker, er kannte auch die Astronomie und Mechanik, die Fabrikation der musikalischen Instrumente und der Uhren, und fand dazwischen Zeit zu freundschaftlicher Korrespondenz (ad amicas suas quasdam sanctimonialiales feminas). Von der Tätigkeit Bernwards, der vom Mönch zum Bischof von Hildesheim emporstieg, reden noch heute die Denkmäler. Thiemon, Mönch von Altdach, und später Erzbischof von Salzburg, der in Palästina als Märtyrer starb, konnte seinen Feinigern auf die Frage nach seinem Stande mit Zug und Recht sagen, er sei Architekt, Goldschmied und Maler. In der Antwort liegt das stolze Bewußtsein, daß auch der Künstler neben und in dem Kirchenfürsten seinen Wert habe.

Wir werden den Künstlern in der Klosterzelle noch manchmal begegnen und noch mehr als einmal Gelegenheit haben, an den innigen Bund zu erinnern, in welchem der Orden des hl. Benediktus mit der bildenden Kunst stand.

Es gilt das gleiche von der tönenden Kunst, von Gesang und Musik: von beiden gilt, was ein Schriftsteller des Mittelalters speziell von letzterer gesagt hat: *dulcis cantilena divini cultus, quae corda fidelium mitigat ac laetificat*. In jenen langen Jahrhunderten barbarischer Noheit, welche auf den Untergang des römischen Reiches im Abendlande folgten und welche die Wiederherstellung gesitteter Zustände vorausgingen, hat die Kunst in den Händen der Benediktiner eine unsäglich segensreiche Mission vollbracht. Die Vorsehung hatte freilich das Schicksal der Welt in die Herrschaft einer künstlerisch überaus reich angelegten Rasse gelegt; aber daß der Kunstbetrieb der Germanen geweckt, daß ihm der Darstellung würdige Ideale zugeführt, daß ihm, was Form und Typen anging, das Erbe der Antike als erste Vorschule künftiger Selbsttätigkeit vermittelt wurde, das dankt der Norden dem Benediktiner-Orden. Und als das Erbe der Benediktiner teilweise in andere Hände übergang, als sich mit und neben ihnen zahlreiche Arbeiter an dem großen Kulturwerk der deutschen Nation erhoben, waren es lange noch nicht die Laien, welche Kunst und Wissenschaft pfl egten, sondern die Vertreter der Kirchen. Die Bischöfe bauten die herrlichen Dome, die Pfaffen, — o nannte man damals die Geistlichen — brachten

damals die Dichtkunst zur Blüte. Und wenn wir heute im 20. Jahrhundert alle jene unsterblichen Kunstwerke fragen, wessen Kind und Geistes sie sind, so blicken sie uns fast mitleidig an, als ob sie uns sagen wollten, „wie kann man denn überhaupt so etwas fragen? Wißt ihr denn nicht, wer überall und allezeit das Hohe, Edle und Schöne gefördert hat? Ja wer anders als das Christentum hat uns in das Dasein gerufen, aber nicht jenes Christentum der Montanisten und Arianer, nicht jenes Christentum der großen revolutionären „Los-von-Rom-Bewegung“ des 16. Jahrhunderts, welches jede ästhetische Ausbildung als reines Teufelswerk brandmarkte, nicht das Christentum der neuesten Zeit, welches Glaube und Sittlichkeit, Sittlichkeit und Kunst auseinanderreißt; nein, ein solches Christentum hat uns nicht geschaffen, wir sind hervorgegangen aus dem katholischen Christentum, unsere Lebensquelle sprudelt in Rom!“

In der Tat, wenn man die Geschichte nimmt, wie sie in Wirklichkeit verlaufen ist, so führt uns der Weg der Kunst, gerade so wie jener der Wissenschaft *ultra montes* nach Rom.

Schon in der Edda heißt es:

So singt der Skalde Skapti Thoroddson:

„Die Macht des Herrn der Mönche ist groß,
Der mächtige Christ schuf die ganze Welt
Und baute Roms Halle.“

Und so singt der Skalde Eilif Gudrunarson:

„Sie sagen, daß Christ seinen Sitz habe
Gegen Süden bei Urbs Brunnen.
So besetzte der König Roms sein Reich,
Mächtige Gewalt übend gegen die Verggötter.“

Und diese Bedeutung Roms macht sich bei den germanischen Stämmen in allen Zweigen des Lebens kund. Man möchte fast sagen, es war der „germanische Instinkt“, welcher diese gemühtiefen und geistig hochveranlagten Völker ahnen ließ, daß nur in der lebendigen Verbindung mit Rom Glück und Segen zu hoffen sei. Möchte auch die Politik rufen: Los von Rom! Die ganze Kultur protestierte gegen diesen Protest. Die Wissenschaft, die Gelehrsamkeit, die Literatur, die Geschichte, die Philologie, die Naturwissenschaften, vor allem die Kunst, Architektur, Malerei und Plastik, Musik und Theater ließen sich nicht vom Stamme römischer Kultur trennen (Kraft). Darum hat auch Winkelmann, der Begründer der Kunstgeschichte als gründlichster Kenner der antiken Kultur in logischer Konsequenz Katholik werden müssen, ja er erklärt daß alle Kunstschätze Roms ihn nicht mehr locken würden, wenn die freiheitliche päpstliche Herrschaft

etwa einmal dem damals modernen Staatendespotismus weichen sollte." (Derselbe.)

Noch auf eine andere Erscheinung ist hier kurz hinzuweisen. Jede von den deutschen Völkern künftiglich ins Werk gesetzte Los-von-Rom-Bewegung — angefangen von der zweideutigen Politik der stauffischen Kaiser und der sogenannten Reformation des 16. Jahrhunderts bis in die neueste Zeit — hat nachweislich nicht nur eine elende Kleinstaaterei und ein

lächerliches Spießbürgertum, sondern auch eine offene Verachtung des deutschen Volkstums und unverzeihliche Nachäufung des Auslandes zur Folge gehabt.

Ein vernünftiger Mensch hat wenn auch nicht die Pflicht, so doch wenigstens das Recht, darüber nachzudenken.

Wenn also unsere ganze Kultur von Rom ausgegangen und dafür tatsächlich auch zurückweist, warum sollte man dann dieses Verhältnis hauptsächlich auf



Mutterhaus der Kongregation der Söhne des hist. Herzens Jesu in Verona.

dem Gebiete der Kunst leugnen, wo es am augenscheinlichsten zutage tritt?

So kommen wir denn hier zu demselben Ergebnis wie bei der Wissenschaft: Die katholische Religion und nur sie allein hat schon an und für sich als allein wahre Religion auch allein eine engste Verwandtschaft zur Kunst. „Hier ist der Bund des Schönen, Guten und Wahren so eng, daß man kaum scheiden kann, was den einen und den andern zugehört. Die ganze Liturgie der Kirche ist ein Gesamtwerk des hl. Geistes, wo Poesie, Musik, Architektur, Malerei, Plastik und Kleinkunst durch das gesamte Licht der Wahrheit, durch das glühende Feuer der

himmlischen Liebe zu einer unzertrennbaren Einheit verschmolzen sind. Der Gedanke, alles was Kunst und Poesie ist, aus der Kirche auszuschließen, kann schon deshalb nicht zu Ende gedacht werden, weil er schon gegen die feste Grundlage der Kirche, gegen die hl. Schrift gerichtet wäre“ (Kralik). Es darf als Beweis der ganzen christlichen Geschichte gelten, wenn der Protestant Böhmer sagt: „Zu den Blüten des Gartens (der Kirche) gehören auch die Kunstwerke, die heutzutage auch von solchen geschätzt werden, welche den Stamm vertilgen möchten, der sie trug, an dem sie haften, mit dem sie welken. Es ist der bunte Rock Josefs, den die Brüder beneiden,

dessen Träger sie binden und verkaufen, unbekümmert um die Verheißung, die an sein Haupt geknüpft ist."

Es ist wichtig, daß es hier ausgesprochen werde, daß es kein noch so hohes Ideal der Bildung gibt, das dem Katholizismus fremd ist. Es ist wichtig, hier zu konstatieren, daß das, was wir auf diesem Gebiet (der gesamten Kultur) anstreben, nicht etwas minderwärtiges, etwas bescheideneres ist, sondern im Gegenteil, das Höchste und Kühnste. Es ist wichtig zu betonen, daß uns das landläufige Wissen der Welt aus ihrer Kunstübung zu niedrig und armselig vorkommen muß, wenn wir es vergleichen mit dem, was der Katholizismus schon geleistet hat und auf Grund dieser Leistungen zu fordern berechtigt ist. Wir stehen nicht

da, um die Bildung und Kultur anzugreifen, wir fordern vielmehr das, was bereits durch die Sorglosigkeit und Unwissenheit unberufener Hüter verstreut worden ist, wieder zurück. Wir verlangen, daß der Bau der Kultur, der seit den Zeiten der Pyramiden und griechischen Tempel in ununterbrochener Tradition gefördert wurde, nicht stille stehe, abgebrochen werde und zur Ruine zerfalle. Nicht als Bettler fordern wir Beachtung. Nein die ganze Welt muß es bestätigen: Wissenschaft und Katholizismus, Katholizismus und Kunst sind untrennbare Begriffe. Unser Gott, nur unser Gott ist der Gott der Wissenschaft; unsere Kirche ist der Tempel aller Künste; sie ist in jeder Beziehung das einzig mögliche **gesamte Kunstwerk.**" (Kralik.)



Verschiedenes.

Der neue Kardinalpräfekt der Propaganda.

Zum Nachfolger des verstorbenen Kardinals Ledochowski als Präfekten der Propaganda ernannte Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. Seine Eminenz den Kardinal Girolamo Maria Gotta.

* * *

Aus unserem Mutterhause Verona. In unserem Mutterhause, dessen schönen Bau das Bild auf Seite 285 unsern Lesern vorführt und das zugleich der Sitz unseres Generalobern Hochwürdigen P. Angelo Colombaroli ist, fand am Sonntag 3. August eine erhebende Feier statt. Seine Exzellenz der Hochwürdigste Monsignor Gaudenzio Bonfiglio, Erzbischof von Casaba, Apost. Vikar von Egypten und Apostolischer Delegat für die Orientalen, erteilte drei Klerikern unserer Kongregation die hl. Priesterweihe. Am vorhergehenden Sonntag, 27. Juli hatte ein Kleriker vom Hochwürdigsten Fürstbischof in Trient die hl. Priesterweihe erhalten. So Gott will, wird das Mutterhaus in nächsten Jahre eine noch bedeutend größere Zahl von Neupriestern liefern. Unsere Leser sehen, daß das in letzter Nummer veröffentlichte Schreiben der Propaganda an unseren Generalobern über die hoffnungsreiche Entwicklung unserer Kongregation gerechtfertigt ist. Möge dies

immer zahlreichere Berufene ermutigen, sich der Kongregation anzuschließen und ihr sowie der ihr anvertrauten Mission von Centralafrika alle ihre Kräfte zu weihen.

* * *

Kurzgefasster Jahresbericht der St. Petrus Claver-Sodalität, 1901. Die St. Petrus Claver-Sodalität für die afrikanischen Missionen, bekanntlich am 29. April 1894 von Gräfin M. Th. Ledochowska, mit ausdrücklicher Erlaubnis des hl. Vaters gegründet, umfaßt ein weibliches, religiöses Institut, dessen Tätigkeit durch Externe und Förderer, resp. Förderinnen unterstützt wird. Zu Schluß nun des Jahres 1901 bezifferten sich die drei Mitgliederklassen der Sodalität wie folgt: Interne Mitglieder 50, externe Mitglieder (9 Priester und 51 Laien) 60, Förderer, resp. Förderinnen 1121. Von letzteren traten im Berichtsjahre bei: 453.

Zu Schluß des Jahres 1901 besaß die Sodalität 3 Niederlassungen, nämlich Salzburg mit dem eine halbe Stunde entfernten Missionshause Maria-Sorg, sowie die Stationen Wien und Triest. Letztere wurden im Berichtsjahre gegründet, bezw. die daselbst schon bestehenden Filialen in Stationen umgewandelt. Außer-

dem besaß die Sodalität zu Schluß 1901 fünf Filialen, von externen Mitgliedern geleitet, und 21 Ausgabestellen.

Dem Zwecke des Werkes entsprechend, beschäftigen sich die Mitglieder der Sodalität vielfach mit redaktionellen und anderen schriftlichen Arbeiten, sie unterhalten eine weitgehende Korrespondenz sowohl mit den afrikanischen Missionären, als auch mit den Missionsfreunden und Wohlthätern. Sie verrechnen und versenden die eingehenden Spenden an Geld und Gegenständen und führen Rechnung für mehr als zwanzig Missionsgesellschaften. Ueberdies widmen sie sich der weitgehendsten Propaganda im Dienste der Missionen.

Letzterem Zwecke, sowie ferner zur unentgeltlichen Herstellung der den afrikanischen Missionären nötigen Bücher in den Neger Sprachen, wie Katechismen, Evangelien u. dgl., dient die im Missionshause Maria Sorg errichtete Missionsdruckerei.

Unter den zahlreichen, von der Sodalität herausgegebenen Propagandaschriften ist besonders zu erwähnen unsere im Berichtsjahre bereits in fünf Sprachen (deutsch, französisch, italienisch, polnisch und böhmisch) erscheinende Monatschrift „Echo aus Afrika“, Gesamtauflage 30.000 Exemplare, ferner die alle zwei Monate erscheinende Jugendchrift: „Kleine Afrika-Bibliothek“, bis Schluß 1901 nur in deutscher Sprache erscheinend, Auflage 15.000 Exemplare.

An nicht periodischen Publikationen erschienen im Berichtsjahre:

a) der Bericht über das Jahr 1900, welcher im Anschlusse an die auch in den früheren Jahren veröffentlichten Jahresberichte einen genauen Einblick in die weitverzweigte Tätigkeit der Sodalität gewährt.

b) Die von der General-Leiterin Gräfin M. Th. Ledochowska selbst verfaßte Broschüre: „Entstehung, Wirken und Verbreitung der St. Petrus Claver-Sodalität.“ 1894—1901.

c) Bericht über den I. österreichischen Antisklavereikongreß in Wien Eine ziemlich umfangreiche Broschüre.

d) Eine Neuauflage der kleinen Broschüre: „Das Skapulier des Sklaven“, Erzählung aus dem schwarzen Welttheile von A. Halka (Gräfin M. Th. Ledochowska). Außerdem publizierte die Sodalität noch eine große Anzahl von Flugblättern in verschiedenen Sprachen zu Propagandazwecken.

An Werken in afrikanischen Sprachen zum Gebrauche der Missionäre erschienen:

a) Afrikanisches Wörterbuch, in drei Sprachen: englisch-ibo-französisch. Fortsetzung des bereits im vorigen Jahre begonnen, umfangreichen Werkes.

b) Inewadi Yokufundisa ukufunda isi Zulu,

Zibel in der Zulusprache. c) Lesetafeln, ebenfalls in der Zulusprache. d) Katekismus katoliki, Katechismus in der Suahelisprache.

Neben der schriftlichen wurde auch die mündliche Propaganda eifrig betrieben. Es fanden im Jahre 1901 auf Veranlassung und unter Mitwirkung der Sodalität 51 Missionsvorträge statt. Viele derselben wurden durch Projektionsbilder aus afrikanischen Missionsleben illustriert.

Zu Schluß des Berichtsjahres besaß die Sodalität 4 größere, ständig geöffnete, afrikanische Museen. Ferner veranstaltete sie 4 Paramentenausstellungen, sowie mehrere Wohltätigkeitsfeste und Theateraufführungen. Unter letzteren sei besonders genannt die in Wien erfolgte Aufführung des Sklavendramas „Zaida, das Negermädchen“ von A. Halka.

Infolge dieser ausgedehnten Propagandatätigkeit konnte die Sodalität im Berichtsjahre die ansehnliche Summe von 71,131.26 K. unter die verschiedenen, in Afrika wirkenden Missionsgesellschaften verteilen. Dazu kam noch eine Menge von Sendungen an Paramenten, Kirchengerten, Devotionalien, Kleidern zc. zc., im Gesamtwerte von K. 21, 506.—6231 bei der Sodalität eingegangene Messstipendien wurden den afrikanischen Missionären zur Verfolgung überwiesen. Die Zahl der im Laufe des Jahres an die Missionäre vermittelten Tausen von Negerkindern betrug 209, die Zahl der Sklavenloskäufe betrug 86. Ferner fanden statt 6 Adoptionen losgekaufter Sklavenkinder und 3 Adoptionen von Negerseminaristen, welche zu Priestern herangebildet werden sollen.

Durch Verbreitung bezüglicher Flugblätter wurde auch für das „Antoniusbrot für Afrika“ eifrig Propaganda gemacht. Es gingen im Berichtsjahre ein, teils als Bittopfer K 19,650.12.

Zur Gründung christlicher Negerdörfer am Congo wurden viele Tausend Kilo gebrauchter Briefmarken gesammelt und verwertet.

Die General-Leiterin der Sodalität, Gräfin M. Th. Ledochowska, empfing im Berichtsjahre zwei offizielle Schreiben von Seite der hl. Kongregation der Propaganda Fide in Rom. Das erste, datiert vom 2. April, enthielt die Mitteilung, daß der hl. Vater der Sodalität einen Kardinal-Protektor in der Person Sr. Eminenz des Kardinal-Ciasca zu ernennen geruht habe; das zweite de dato 25. Juni brachte die für die weitere Entwicklung der Sodalität ebenfalls hochwichtige Entscheidung, daß die hl. Kongregation de Propaganda Fide die St. Petrus Claver-Sodalität unter eigene Abhängigkeit genommen habe.

Um was Schambala-Kinder die Mutter Gottes gebeten haben. Nicht selten macht man die Erfahrung, daß Kinder gemeinschaftliche Novenen ohne jedwede Intentionen mitmachen, wenn nicht die Leiter der Novene selbst eine solche angegeben haben.

Zur Vorbereitung auf das Fest Mariä Himmelfahrt hielt ich mit meinen Schülern auch eine neuntägige Andacht, ohne ein besonderes Anliegen zu nennen, wie ich sonst zu tun pflege. Um mich jedoch von dem Verständnisse meiner Kinder für solche Andachten zu überzeugen, redete ich zu denselben am Vorabend des genannten Festes also: „Liebe Kinder! Wir haben jetzt während 9 Tagen die Himmelskönigin mit Gebeten und Liedern geehrt. Nun dürfen wir auch hoffen, daß sie unsere Bitten erhören wird. Welche Gnade habt ihr euch durch die neuntägige Andacht bei der lieben Himmelmutter erbitten wollen?“

Peter: „Daß ich recht bald zur hl. Kommunion gehen darf.“

Thomas: „Daß Maria mir zum ewigen Leben verhelfen wolle.“

Paul: „Daß meine Mutter sich zum christlichen Glauben bekehren möge.“

Mbua: „Daß ich ein gehorsames Kind werde.“

Nyelo: „Daß ich gut lernen und später ein Lehrer werde.“

Ribulu: „Daß Maria mir zum ewigen Leben verhelfen möge.“

Vasi: „Daß ich ein guter Christ werde.“

Kalapasi: „Daß ich in den Himmel komme.“

Mois: „Um die Gnade, Priester zu werden.“

Mgala: „Um die Gnade der hl. Taufe.“

Franz Xaver: „Um die Befehung aller Heiden.“

Kalage: „Um einen guten Tod.“

Stefan: „Um die Gnade, die erste hl. Beichte recht gut zu machen.“

Mkunde: „Um die Gnade der hl. Taufe.“

Anna: „Daß ich bald sterbe.“

Nur dieser hatte ich eine kleine Belehrung beizufügen: „Mein Kind, in rechter Weise ein Verlangen nach dem Tode zu haben ist löblich; doch wirst du besser tun, um die Gnade zu bitten, den Tod mit Ergebung hinzunehmen, wann und wie Gott will.
Schw. M. Innozentia.

Eine Szene des Wiederfindens. Daß in Uganda die Missionsarbeit trotzreiche Erfolge erzielt, haben wir unseren Lesern schon öfters berichtet. In den dortigen Missionsstationen strömen Heils- und Lernbegierige zusammen. Dieses Zusammenströmen von Leuten jeden Alters und jeder Gegend, von manchen, die sich vorher nie gesehen, bevor derselbe Glaube sie da vereinigte, führt auch öfters ein ganz unerwartetes, rührendes Zusammentreffen herbei. So ereignete sich in der Station Mitala Marie eine Szene des Wiedersehens, worüber also berichtet wird.

Wir sehen z. B. hier vor uns eine Frau stehen. Es ist eine unglückliche Sklavin, die vor 15 Jahren von den arabischen Sklavenzüglern aus ihrer Heimat entführt und gewaltsam den Ihrigen entrispen wurde. Von einem Ort nach dem andern verkauft, wohnt sie nunmehr in einer den Anglikanern zugewiesenen Provinz von Uganda. Obwohl sie noch bei einem Herrn als Sklavin dient, hat sie mit dessen Erlaubnis dem Unterricht des Katechisten beiwohnen dürfen, den wir dort stationiert haben, und dieser Katechist hat sie uns zugeführt, damit sie sich zur heiligen Taufe vorbereiten könne. Seit dem ersten Tage ihrer Ankunft bei uns fühlte sie sich besonders hingezogen zu einem erwachsenen jungen Manne, der demselben Unterrichte anwohnt, wie sie, und jeden Tag wieder an demselben Platz sitzt. Stets mehr wuchs ihr Interesse an dem Unbekannten, ohne daß sie sich Rechenschaft davon geben konnte, weshalb. Endlich hielt sie es nicht länger mehr aus, sie redete den Mann an und fragte ihn schüchtern: „Sebo (d. i. Herr), aus welcher Gegend bist du?“ — „Ich bin aus Kitabuya.“ — „Welches ist der Name deines Vaters?“ — „Ich habe keinen Vater mehr; ich wurde noch ganz klein von den Arabern geraubt und als Sklave verkauft.“

So wurden noch einige Fragen und Antworten gewechselt und alsbald stellte es sich deutlich heraus, die arme Sklavin hatte ihren Sohn wiedergefunden, der übrigens ganz genau das Ebenbild ihres im Kriege getöteten Gatten war. Sie fliegt ihm an den Hals, schließt ihn in ihre Arme und vor Freude weinend kann sie nicht aufhören, zu wiederholen; „Mein Sohn, mein Sohn! Ich bin deine Mutter!“

